95. JAHRGANG 1947 1. HEFT

THEOLOGISCH-PRAKTISCHE
QUARTALSCHRIFT

Zum Wiedererscheinen der Quartalschrift

Den theologischen Zeitschriften, die seit Wiedererlangung der Freiheit ihr Erscheinen aufgenommen haben, reiht sich nun nach Überwindung mannigfacher Schwierigkeiten unsere altbekannte Quartalschrift an. Der neue Jahrgang sollte eigentlich die Jubiläumsnummer 100 tragen. Da aber die Zeitschrift in den Jahren 1942 bis 1946 nicht erscheinen konnte, fehlen fünf Jahrgänge. Trotzdem kann man schon heute sagen, daß die im Jahre 1848 begründete Zeitschrift auf das patriarchalische Alter von 100 Jahren, das auch bei Zeitschriften eine Seltenheit ist, zurückblicken kann. Seit der Gründung der ersten Linzer theologischen Zeitschrift („Theologisch-praktische Monatsschrift") im Jahre 1802, der Vorläuferin der Quartalschrift, sind bereits 145 Jahre verflossen. Eine eingehende Darstellung der Geschichte soll der Jubiläumsnummer vorbehalten bleiben. Für heute sollen nur die ereignisreichen letzten Jahre vor Einstellung der Zeitschrift durch die Machthaber des Dritten Reiches kurz gestreift werden.

Die „Theologisch-praktische Quartalschrift" erschien seit dem Jahre 1848 mit demselben Arbeitsprogramm und war in allen Ländern der Erde bekannt und verbreitet, wo katholische Priester leben und wirken, die deutschen Stammes oder wenigstens der deutschen Sprache irgendwie mächtig sind. Der Abonnentenstand erreichte nach Überwindung der Hindernisse, die sich für eine deutsch geschriebene theologische Zeitschrift aus dem ersten Weltkrieg ergeben hatten, den Höchststand von rund 18.000. Bald nach 1933 ergaben sich für die Verbreitung der Zeitschrift in Deutschland zunehmende Schwierigkeiten. Nach der Besetzung Österreichs im März 1938 ließ man die Quartalschrift zunächst noch weiter erscheinen, wohl deshalb, weil durch sie jährlich ein ansehnlicher Betrag von Auslandsdevisen einging. Der allgemein kirchenfeindliche Kurs, das Schicksal anderer ähnlicher Zeitschriften und verschiedene Beanstandungen ließen auch für die Zukunft der Quartalschrift nichts Gutes ahnen. So trug z. B. die Veröffentlichung eines kurzen Nachrufes für den amerikanischen

Kardinal Mundelein dem verantwortlichen Schriftleiter seitens der Pressebehörde einen scharfen Verweis ein. Als mit der zunehmenden Ausweitung des zweiten Weltkrieges ein Land nach dem anderen für die Verbreitung ausfiel und infolgedessen sich auch die Deviseneingänge verringerten, wurde auch, wie schon so vielen anderen katholischen Zeitschriften vorher, der Quartalschrift das Todesurteil gesprochen. Man suchte nur mehr nach einem Anlaß, um es vollstrecken zu können. Diesen glaubte man im 4. Heft 1941 in dem Artikel „Priester und Frau" von B. van Acken S. J. gefunden zu haben. Dieser Artikel enthält einen sachlichen Hinweis auf beklagenswerte sittliche Zustände, wie sie der Regierungsmedizinalrat und Facharzt für innere Krankheiten, Ferdinand Hoffmann, in seiner Schrift „Sittliche Entartung und Geburtenschwund" weit ausführlicher und in viel düstereren Farben dargestellt hatte. Auf diese Schrift bezog sich P. van Acken. In seinem Hinweis auf gewisse sittliche Entartungserscheinungen sah man aber eine Beleidigung der deutschen Frauen und Mädchen. Die Gestapo nahm sich der Sache an. Die noch nicht ausgelieferten Hefte wurden „sichergestellt" und der Verfasser des Artikels verhaftet, aber schließlich gegen Erlag einer hohen Kaution wieder freigelassen. Zweck der ganzen Haupt- und Staatsaktion war die Unterdrückung der Zeitschrift, die den Feinden der Kirche ein Dorn im Auge war. Mit Erlaß des Geheimen Staatspolizeiamtes in Berlin vom 25. Februar 1942 wurde die Quartalschrift mit sofortiger Wirksamkeit verboten. Das im Druck befindliche erste Heft 1942 und die bei der Schriftleitung und Verwaltung lagernden Exemplare älteren Datums verfielen der Beschlagnahme. Das Verbot wurde wegen des erwähnten Artikels „Priester und Frau" ausgesprochen, der geeignet sei, die öffentliche Ruhe und Ordnung zu stören. So war die Quartalschrift, nachdem sie volle 94 Jahre ohne Unterbrechung erschienen war, in Ehren untergegangen. Eine Stimme, auf die Tausende von Priestern in der ganzen Welt gehört hatten, war verstummt.

Nun ist die Quartalschrift mit Gottes Hilfe zu neuem Leben erstanden. An der Schwelle dieses neuen Jahrganges soll zunächst in Ehrfurcht jener aus den Reihen unserer Abonnenten, Mitarbeiter und Freunde gedacht werden, die ein Opfer des Krieges oder der grausamen Verfolgung geworden sind. Es sind ihrer nicht wenige. Andere haben in Konzentrationslagern und Gefängnissen Hartes erduldet.

An dem Programm und der Zielsetzung der Zeitschrift, die ihr in der Vergangenheit so große Erfolge sicherten, soll auch für die Zukunft nichts geändert werden. Wir werden bemüht sein, dem Klerus sowohl für die wissenschaftliche und aszetische Fortbildung als auch für die heute so unendlich wichtige und schwierige,

aber umso erhabenere Arbeit am Heile der unsterblichen Seelen eine wertvolle Hilfe zu bieten. Wenn der Engpaß der Papierknappheit überwunden ist, steht einem weiteren Ausbau nichts mehr im Wege. Wir sind auch diesbezüglich für jede Anregung dankbar. Auch das Druckbild wird, wenn es die Verhältnisse gestatten, durch Verwendung eines größeren Schriftgrades verbessert werden.

Wir bitten nun unsere alten Abnehmer, Leser und Freunde, der Quartalschrift auch in Zukunft wieder ihr Vertrauen zu schenken und nach Möglichkeit auch neue Bezieher zu werben. Und jene hochwürdigen Mitbrüder, die in der Vergangenheit noch nicht Bezieher der Zeitschrift waren, laden wir zur Bestellung ein. Wir ersuchen auch unsere bewährten Mitarbeiter im In- und Auslande, ihr Wissen und ihre Erfahrung wieder in den Dienst der Quartalschrift und damit der hochwürdigen Mitbrüder zu stellen. Neue Mitarbeiter, besonders auch auf dem Gebiete der praktischen Seelsorge, sind jederzeit willkommen. Kurze Beiträge über aktuelle Fragen der Seelsorge sind uns besonders erwünscht. Herausgeber, Redaktion und Verlag stellen ihre Arbeit unter den Schutz Gottes, der allein das Gedeihen gibt. *Dr. J. O.*

Gratiarum actio

Von *Dr. Heinrich Suso Braun O. F. M. Cap.,* Innsbruck

Dank sagen? Wofür? Wie kommt es nur, daß sich, wenn wir Dank sagen wollen, immer gleich die zweifelnde und hemmende Frage „Wofür?" einstellt? Wie kommt es nur, daß wir Bedenken haben, Dank zu sagen? Es steckt eben im Danksagen ein Bekenntnis eigener Schwäche und Hilfsbedürftigkeit. Der Dankende bekennt, daß er empfangen hat, also eines anderen bedurfte und daher abhängig und ohnmächtig war, daß er ein Geschöpf ist und nicht alles aus sich hatte, daß er bedingt und begrenzt, fragwürdig und arm ist von Haus aus; und wer wollte bei aller Freude über die Hilfe das gerne eingestehen? Solches Geständnis liegt im Dank. Zwar nicht so deutlich wie in der Bitte, aber im Hintergrund macht der Dankende doch peinliche Zugeständnisse. Er macht diese Zugeständnisse allerdings aus reineren Motiven als der Bittende. Und das ist das Schöne am Dank, daß man nichts mehr für sich sucht und daß das Geständnis eigener Bedingtheit nicht mehr von Zwecken geleitet wird; zwecklos neigt sich der Dankende vor seinem Wohltäter. Wie viel schöner steht doch der Dankende vor Gott als der ewige Bettler! Aber dennoch sei gefragt: Wofür danken?

Es ist keine Frage, daß es im *natürlichen* Bereich wunderlich viel zu danken gibt. Täglich ist unser Tisch gedeckt, jährlich wachsen die goldenen Saaten und bringen Brot, und die Früchte der Erde sprossen überreichlich. Danksagung, meine Freunde, ist angesichts des Gottessegens im Natürlichen weiter nichts als eine Selbstverständlichkeit.

Aber sonst? Gibt es nicht auch viel zu danken im *übernatürlichen* Bereich? In jenem Bereich, in dem Entscheidungen fallen für eine Ewigkeit. „Sein oder Nichtsein" vor Gott, das ist die gewaltigste und wichtigste Frage, die überhaupt gedacht werden kann. Was aber gibt es da zu danken in dem Raume, in dem nach dem Wort des Herrn der „Gewinn einer Welt" so gar nicht ins Gewicht fällt „gegenüber dem Schaden einer Seele", einer einzelnen Seele? Wir stehen, so lange wir noch im Zustand des Unterwegs sind, alle auch noch in der Gefährdetheit und Unsicherheit der letzten Entscheidung über Wert oder Unwert unserer Existenz vor Gott — noch kann alles schief gehen, noch bleibt alles in Schwebe. Eine solche Insekurität, um den von Peter Wust geformten Ausdruck zu gebrauchen, läßt aber keinen Platz für Danksagung. Wie sollte man danken für etwas, was bis auf weiteres nur Gegenstand bitterer Sorge für den Menschen sein kann? Es mögen die Gnaden, die dem Menschen unterwegs zuteil werden, noch so groß sein, aber da sie ihm auch ebenso große Verantwortung bringen, vermehren sie nur die Wucht der Insekurität und die Sorge um die letzte Entscheidung vor Gott. So wäre also die Danksagung dem Zustand der Heimat vorbehalten: in diesem Leben aber bliebe uns nur das Flehen um Hilfe und die Bitte um Erbarmen?

Und doch nimmt in der christlichen Verkündigung kaum etwas so viel Raum ein und kaum etwas wird so betont wie der Dank und die Aufforderung zur Danksagung. Wahrhaft würdig und gerecht, billig und heilsam ist es, daß wir immer und überall Dank sagen. „Immer und überall" — wie weit reicht doch die christliche Danksagung! Dem schönsten Sakrament wird sogar der Name Danksagung — Eucharistie gegeben. Der Christ tut dankend nur etwas, was sein Herr ihm bei tausend Gelegenheiten vorgemacht; immer wieder dankte der Herr, oft bei Gelegenheiten, wo wir nicht recht wissen, was das Danken da zu bedeuten hat.

Die christliche Danksagung hat freilich einen eigenen Ton. Sie braucht nicht abgegrenzt zu werden von dem pharisäischen Dank, der nur darauf geht, festzustellen, daß man nicht so ist wie andere Menschen, ein Dank, der gerade das Wesentliche des Dankes vermissen läßt, die *Demut,* die Anerkennung der Abhängigkeit, des Empfangenhabens, der Bedürftigkeit, — der im Gegen-

teil eine sehr überhebliche Sprache führt und sich damit auch selbst aufhebt. Überheblichkeit und Dank schließen sich aus. Der Dankende im christlichen Sinn kann sich selbst vollkommen vergessen; er dankt sogar dafür, daß Gott groß ist. So etwa im Gloria: „Wir danken Dir wegen Deiner großen Herrlichkeit!" Es genügt dem Christen, Gott groß zu wissen. Daß wenigstens Gott selig ist und nicht teilnimmt an der Tragik aller Kreatur, das ist dem Menschen in der Tragik schon Trost. Einer wenigstens ist selig . . . Die schrecklichste aller grauenhaften Vorstellungen wäre doch, daß auch Gott mitleiden müßte und unter der Wucht des Leidens stünde. Daß es nicht so ist, ist schon Grund zum Dank, weil es die Garantie ist, daß auch alle andere Tragik einen tröstlichen Ausgang nimmt.

Daher ist der christliche Dank auch gar nicht abhängig von der jeweiligen Situation des Dankenden. Es herrscht zuweilen eine wunderliche Gegensätzlichkeit zwischen der leidvollen Lage des Dankenden und dem Dankgebet selbst. Es gibt überhaupt keine Lage, in der dem Christen die Dankespflicht erspart bliebe. Nicht nur in der Fülle und Sattheit, nicht nur im Jubel wirklicher oder scheinbarer Erfolge, sondern „immer und überall" dankt der Christ. Es ist nichts Besonderes, Gott zu danken, wenn er segnet; das ist eine Selbstverständlichkeit, Erfüllung einer noch nicht als Tugend und Leistung zu wertenden Höflichkeit seinem Schöpfer gegenüber. Aber es ist eine Leistung, eine heldische Haltung, eine Tugend, die väterliche Hand auch in der *Heimsuchung* zu sehen und Gottes Güte zu preisen auch in der Not. So fügt der hl. Cyprian in seinem Brief „Über die Abgefallenen" dem Dank für den wiederhergestellten Frieden hinzu: „Freilich, die Stimme unseres Dankes schwieg auch während der Verfolgung nicht. Der Feind vermag ja nicht zu hindern, daß wir, die wir Gott aus ganzem Herzen und aus ganzer Seele lieben, ihn überall und immer loben und preisen und rühmen und verkünden" (B. Steidle O. S. B., Des Bischofs Cyprian von Karthago Hirtenschreiben, S. 11). Dankgebet in einem heroischen Sinn ist es auch, wenn der hl. Johannes Chrysostomus als letztes Wort seines in der Verbannung endenden Lebens zum Himmel betet: „Gelobt sei Gott für alles, alles!" Oder wenn Clemens August, Erzbischof von Köln, bei seiner Verhaftung sagte: „Gelobt sei Jesus Christus, jetzt geschieht Gewalt" (Zit. bei Hermann Bahr, Rudigier, S. 33).

Der Mensch freilich, der „in der stolzen und heroischen Verzweiflung unter den Schlägen des Schicksals", in einer „heroischen Hoffnungslosigkeit" eben auf die Zähne beißt und durchhält, wie Heidegger und Genossen den Menschen wollen, hat kein Verständnis für den Dank des Christen. Und wenn Ludwig Klages in einem Gespräch zu Peter Wust sagte: „Sollte ich in

theologischen Begriffen über das Sein sprechen, so müßte ich wohl sagen, daß Gott und das Leben in einem erbitterten Streit liegen, in dem Gott bis jetzt nicht Sieger blieb", so wäre in einer solchen „Erbitterung" natürlich kein Raum für Danksagung. Wesentlich anders ist die Situation des Christen. Kierkegaard redet einmal davon, daß Liebe nicht gleich Liebe ist, daß vielmehr jede Liebe ein anderes Gesicht hat; anders sei die Liebe der Eltern zum Kind und wieder anders die Liebe des Kindes zu den Eltern; anders die Liebe des Mannes und wieder anders die Liebe der Frau; das typische Gesicht unserer Liebe zu Gott aber sei die Reue. Eine solche Auffassung ist vielleicht der unbewußte Nachklang der lutherischen Erbsündenlehre, als wären wir Menschen bis in die innersten Knochen total von der Sünde verdorben, als könnten wir überhaupt nicht in anderen Kategorien denken. Aber das geht doch zu weit, wenn wir auch anerkennen müssen, daß unsere Liebe zu Gott aus der Situation der Sündigkeit kommt und nie verleugnen kann, daß es die Liebe eines Herzens ist, das irgendwie ein schlechtes Gewissen hat. Aber noch viel mehr als durch die Reue ist das Gesicht unserer Liebe zu Gott durch die *Danksagung* bestimmt, und wir halten es für richtiger, gerade in der Danksagung das Besondere, Unabdingbare unserer Liebe zu Gott zu sehen. Immer als ein Beschenkter, als ein Dankschuldiger steht der Mensch vor Gott da; denn alles ist Gnade — es ist diesem Menschen sogar das Herz und der Mund zum Danken geschenkt. Wie könnte er anders Gott lieben als mit dem Dankgebet auf den Lippen dafür, daß Gott in tausend Wohltaten den Menschen zum Schuldner gemacht, daß Gott dem Menschen, der diese aus der Schöpfung stammende Schuld noch durch andere, noch viel lastendere, aus der wahrhaften Schuld stammende Posten vermehrt, trotz allem sich als ein Liebender naht, sich vom Menschen — unfaßbarste Begnadung — lieben läßt. Gerade in seiner Liebe zu Gott kommt es ihm zum Bewußtsein, daß auch diese Möglichkeit der Liebe ihm wahrhaft geschenkt ist und daß nicht einmal die aus seinem Eigenen stammt. Welch anderes Gesicht könnte unsere Liebe zu Gott haben als die Danksagung!

Nicht aus der Oberfläche des Herzens, sondern aus wahrhaft metaphysischen Tiefen stammt der Dank gegen Gott. Und dieser Dank ist darum auch ganz unabhängig von irgendwelchen Zufällen und Schicksalsschlägen, unabhängig davon, welche Methoden Gottes Pädagogik einschlägt. Der Christ dankt, auch wenn er zu seinem Herrgott sagen muß: „Herr Jesus, Du bittest für die, die Dich kreuzigen, und Du kreuzigst die, die Dich lieben!" (Leon Bloy, Blut der Armen.) Aus metaphysischen Tiefen strömt der Dank des Christen. Bis in die letzten Wurzeln des Seins fühlen wir uns Gott verpflichtet; nicht nur, daß wir auf Kosten

Gottes leben, wir sind auf Gottes Kosten, wir existieren auf Gottes Kosten, gleichgültig, ob unsere Existenz durch Himmel oder Höllen geht. Indem wir sind, sind wir Gottes. Unser Sein wäre sogar dann Gnade (insoweit es Teilnahme am Sein Gottes ist), wenn unser Schicksal die Verdammung wäre — eine Erkenntnis, die freilich den Gipfel der Paradoxie darstellt und unglaublich klingt, auch wenn wir uns auf Augustinus berufen: „Besser verdammt zu sein, als nicht zu sein". — Auf die Frage nach dem Wesen des Menschen kann man viele Antworten geben, und jede Zeit und jede Kultur gibt ihre eigene Antwort. Unter all diesen Antworten sind solche, die uns erstarren lassen, etwa wenn Oswald Spengler in einem seiner letzten Bücher den Menschen als ein Raubtier festzustellen beliebt, wobei er findet, eine solche Feststellung sei eher eine Beleidigung des Tieres als des Menschen. Die Antwort, die einzig große und wahre Antwort auf diese Frage: Was ist der Mensch, ist auf den ersten Seiten der Heiligen Schrift gegeben: „Bild und Gleichnis Gottes". Wir sind Menschen nur insoweit, als wir Bild und Gleichnis Gottes sind, als wir eine leuchtende Offenbarung des Ewigen sind, und als uns diese Offenbarung der Kinder Gottes, auf die die ganze Schöpfung wartet (St. Paulus), gelingt. Gerade in den Tiefen seiner Existenz ist die Verpflichtung des Menschen seinem Herrgott gegenüber, die Verpflichtung zum Dank am elementarsten, besonders dann, wenn wir uns bewußt sind, daß gerade in dem Individuellen, im Besonderen unseres Gesichtes und unserer Seele, in dem Einmaligen, Noch-nie-dagewesenen und Nie-mehr-wiederholbaren unseres Wesens sich eine Idee und ein Strahl Gottes offenbart. Max Picard wollte ein Buch schreiben über das Menschengesicht, aber siehe da — es ist ein Buch über Gott geworden, mußte ein Buch über Gott werden —, so sehr ist der Mensch in seinem allgemeinen Wesen und in den besonderen Zügen in Gott begründet, Gott verpflichtet, und daher kann auch der vordringlichste Zug seiner Haltung vor Gott nur die Danksagung sein dafür, daß wir bis in die letzten Wurzeln unseres Seins Gottes sein dürfen.

Die zweite Quelle, aus der die Danksagung des Christen strömt, ist das *Erlöstsein.* Bedarf es eines Wortes, daß der Christ angesichts des Kreuzes, an dem der Schuldschein vernichtet wurde, ein Lied des Dankes anstimmen muß, und kann es wundernehmen, daß das Gedächtnis des Leidens des Herrn uns zur Eucharistie, zur Danksagung wurde?

Die dritte Begründung der Danksagung aber (der Mensch ist trinitarisch hier wie in all seinen anderen Schichten, muß es sein, da er Symbol des trinitarischen Gottes ist) ist ein *Gerufensein durch Gott,* seine Sendung, seine Mission, die er von Gott mitbekommen hat. Unsere jeweilige Existenz ist nur eine von den

unendlich vielen Möglichkeiten, die auf die Schöpferhand Gottes gewartet; wenn aber die Wahl des Schöpfers auf mich fiel, so muß ihn in dieser Wahl ein ganz besonderer Zweck geleitet haben; ich muß vor ihm eine Bedeutung haben, die ich mit niemandem teile; wie jeder Erzengel (Newman schreibt darüber in seinem „Gott und die Seele"), so habe auch ich in seinem Weltplan eine ganz bestimmte Stelle auszufüllen, die ich ausfüllen muß, sonst niemand. Welches diese meine persönlichste Sendung ist, entzieht sich allerdings zumeist meiner Kenntnis — ich kann nur warten auf jenen Augenblick, an dem Gott mich braucht und an dem ich eingreife in das Gefüge seiner Weltordnung. Vielleicht ist es eine Kleinigkeit, zu der Gott mich braucht — aber es ist immer unerhörte Auserwählung, wenn Gott den Menschen braucht, nicht als ob er auf ihn angewiesen wäre, aber doch so, daß Gott einen Menschen brauchen kann und ihn gebraucht als Werkzeug. Es ist unerhörte Gnade, wenn Gott mich braucht zum Reden oder zum Schweigen oder zum Leiden oder zum Sterben. Der Sinn meines Daseins als Einzelmensch erfüllt sich in diesem Durch-Gott-gebraucht-werden. Mein Beruf, die Arbeit, die ich Tag für Tag zu erfüllen habe, und mag sie noch so unbedeutend erscheinen, gewinnt von hieher den Adel einer Berufung durch Gott, eines Rufes, der der Berufung eines großen Propheten in nichts nachsteht. Gnade und Auserwählung, das ist unsere jeweilige Situation auf dieser Welt. Daher ist es wahrhaft würdig und recht, billig und heilsam, daß wir Dir immer und überall Dank sagen, heiliger Herr, allmächtiger Vater, ewiger Gott, durch Christus unsern Herrn. Amen.

Subdiakon

Gedanken zur 5. Weihestufe des neutestamentlichen Priestertums

Von *P. Kasimir Braun O. M. Cap.*, Würzburg

> Amplius Deo perpetuo famulari et castitatem illo adjuvante servare opportebit. (Aus dem Weiheritus.)

Der Tonsurat erhebt den Kandidaten vom Laos in den Kleros und bekleidet ihn mit dem klerikalen Gewand des Chorrockes. Der Subdiakonat erhebt ihn vom Kleros zum beginnenden Leiturgos, bekleidet ihn mit den liturgischen Gewändern, übergibt ihm Kelch und Epistelbuch und verpflichtet ihn zum *opus* divinum des täglichen Breviers und zum *onus* divinum des lebenslänglichen Zölibates. Im Tonsurat, da er den Weihling mit dem Chorrock bekleidete, hat der Bischof bild- und wortsprachlich gefleht: „Der Herr ziehe dir an den neuen Menschen, der nach Gott ge-

schaffen ist in Gerechtigkeit und wahrer Heiligkeit!" Dieses bischöfliche Gebet trägt auf seiner Kehrseite das bischöfliche Gebot des Sich-ankleiden-lassens. Es kann ja Gott den Kandidaten nicht gewanden, wenn der sich nicht gewanden läßt. Dieses Anziehen des neuen Menschen geht nicht so flink, wie wenn am Morgen die Mutter ihr Kind anzieht, weder von Seite Gottes noch von Seite des Menschen. Aber zwischen Tonsurat und Subdiakonat liegt ja auch eine lange Zeit und darum vertraut die Kirche, daß im Weihling das Anziehen inzwischen so gut und weit vorgeschritten ist, daß sie ihm nun mit gutem Gewissen auch die reichere und hochwürdige Gewandung, die liturgische, anziehen darf und also das Wort des Heiligen Geistes (Sir 19, 27) auch bei ihm Wahrheit sei: „Die Kleidung des Menschen enthüllt, was in ihm ist." Das ist ein ganz großes Vertrauensvotum der Kirche an den *werdenden* Subdiakon. An den *gewordenen* Subdiakon aber lautet das Vertrauensvotum der Kirche: Ich habe das Vertrauen zu dir, daß du unter dem immerwährenden Gnadenbeistand Gottes mit den reicheren liturgischen Gewändern auch immer reicher und vollkommener den neuen Menschen anziehst! Möchte unsere hl. Mutter, die Kirche, in diesem Vertrauen hier und dort nicht getäuscht werden! „Estote ergo tales!" (Weiheritus.)

Die Subdiakonatsweihe legt das *onus divinum coelibatus* auf. Sammeln wir einige Gedanken dazu! Eine Bitte stehe voraus: Wolle doch niemand aus dem Folgenden auch nur ein leises Urteil über Fehlgänger herauslesen! Wer das täte, der übersähe, daß uns das Heilandswort geltendes und bejahendes Gesetz ist: „Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet!" Der übersähe auch, daß wir darandenken, wie auf manche das Wort anzuwenden ist: Sie wissen nicht, was sie tun. Der übersähe weiter, daß wir uns wohl bewußt sind (wenn man auch im konkreten Einzelfall den Intensitätsgrad der gleich zu benennenden Komponenten des Gerade-so-handelns nicht wissen oder feststellen kann), wie manchmal Erbsünde, Ahnenerbe, Erziehung, Umwelt, Ernährungs- und Lebensweise, Überleid und Überfreud und Überarbeit, Witterung und Jahreszeit, Lockung und Drohung, (last not least) die exogene und endogene Konstitution des Körpers und die endokrine Funktion, bezw. Disfunktion der Drüsen (Hormone!) einen Menschen affektlahm nach der Seite des Gebotenen und affektgeladen nach der Seite des Verbotenen machen können, und wie alle diese Komponenten (und noch einiges dazu) des Gerade-so-handelns die zu einem peccatum grave notwendige Willensfreiheit subjektiv einschränken, ja unter Umständen aufheben. Der übersähe zum Vierten, daß wir (und noch mehr der allwissende und gerechte Gott) auf der Habenseite eines Fehlgängers in Fettdruck schreiben das zähe und oftmals schwere

Ringen mit dem Dämon, das sich der Genius eines solchen nicht gereuen ließ, und die nicht wenigen und nicht leicht errungenen Siege des Genius über den Dämon, die dem Fehl und Fall vorausgingen, die Trauer und Tränen, die Sehnsucht und Sühne und die Flüche über den Dämon. die dem Fehlen und Fallen folgten, und wie der Genius den Dämon immer wieder von neuem und aber und aber stellt. Das sind die Ringenden. Wo Pharisäer ihnen ungnädig sind, wird Gott ihnen gnädig sein und, wenn sie ausharren im Kampf, den Sieg und die Krone geben, die er den selbstgerechten Pharisäern verweigert. Wer von ihren Richtern ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie.

Das onus divinum des Zölibates legt also der Subdiakonat auf und der Weihling muß ihn halten von der Stunde an, da ihm der Bischof den Kelch in die Hand gibt, bis zu dem Tag, da man ihm den Kelch auf die Tumba stellt.

1. Zunächst ein Wort über den *Ursprung des Zölibats*. Was im Christentum an Wahrem, Gutem und Edlem zur herrlichen Blüte und Frucht geworden ist, finden wir im vorchristlichen Heidentum irgendwie geahnt und ersehnt, so wie der Keim seine Blüte und Frucht ahnt und ersehnt. Das ist nicht verwunderlich. Ist ja doch der Logos, „durch den alles gemacht worden ist" (Joh 1, 3), ehe er der Logos somatikos wurde, schon der Logos spermatikos. Von ihm, dem wesenhaft Wahren und Guten, stößt man allenthalben im Heidentum auf Samenkörner des Wahren, Guten und Edlen, Spuren Gottes, tiefe Erkenntnisse und noch tiefere Ahnungen einer höheren Weltordnung und ein Ringen darum; und daß sie es nicht oder nur unvollkommen erreichen konnten, war gerade den edelsten unter den Heiden Weh und Wunde ihrer Seele. So kann es nicht fehlen, daß auch hinsichtlich des Priesterideals ihre Ahnungen und Sehnsüchte über das Nur-Menschliche hinweg und hinaus strebten hin zum Höheren und Idealeren: auch im Heidentum war der Priesterzölibat das Priesterideal, seine Verwirklichung ersehnt und erstrebt, freilich auch das Versagen erlebt.

Wir denken an die alten Germanen und ihre weissagenden Jungfrauen; ihr Ruf drang bis nach Rom. Zweien von ihnen, Veleda und Aurinia, hat ein Tacitus das literarische Ehrendenkmal gesetzt aere perennius und in ihnen den Namenlosen, Unbekannten.

Wir denken an die alten Griechen: Der erste unter den Priestern der Eleusinien blieb caelebs; war er schon verheiratet, begab er sich der ehelichen Gemeinschaft. Hoherpriester aber konnte überhaupt keiner werden, der mehr als einmal verheiratet war; unwillkürlich fällt uns die Paulinische Forderung des „unius uxoris vir" (1 Tim 3, 21; Tit 1, 5) ein.

Wir denken an die alten Römer und ihr Wort: Casta placent diis. Jungfrauen hat römische Staatsweisheit und Staatsgesetz aufgestellt zur Sicherung des Staatswohles, Jungfrauen das heilige Feuer der Vesta anvertraut, Jungfrauen die Bewachung des Unterpfandes für die öffentliche Wohlfahrt, des Palladiums, woran, wie man glaubte, das Schicksal des Staates hing, übertragen. Ihre Würde galt als heilig und unverletzlich, selbst die höchste Staatsgewalt neigte die Fasces vor ihnen. Verletzung ihrer Personwürde wurde als Staatsunglück betrachtet und mit dem Tode bestraft. Aber auch das galt als furchtbares Staatsunglück, wenn eine Vestalin sich verging, so furchtbar, daß es nur durch die furchtbare Strafe des Lebendig-Eingemauertwerdens dieser Vestalin für sühnbar erachtet wurde. Klingt nicht aus Wort und Forderung, aus Ehrfurcht und Strafe der alten Römer die urtümliche Einsicht mit: Ganz dem Dienste der Gottheit Geweihte, also Priester, sollen keusch sein? Und aus ihrer Ansicht und Einsicht: Nur jungfräulichen Händen darf das heilige Feuer der Gottheit und des Vaterlandes anvertraut werden, und nur da ist es in guten Händen; schwingt da nicht die Urerkenntnis mit, daß der Zölibat nicht bloß eine hierarchische Institution, sondern auch ein vaterländisches Postulat ist?

Von den West-Ariern zu den Ost-Ariern gehend: Wie tiefsinnig bringt der *indische* Mythus das Sehnen nach jungfräulichen Priestern zum Ausdruck (freilich auch das Versagen)! Birmah schuf den Brahman, den Priester, aber eine Gattin war ihm nicht zugedacht. Darob klagt Brahman, daß er allein ohne Gefährtin sein müsse. Dem Klagenden antwortet Birmah, er solle sich nicht zerstreuen, sondern einzig dem Dienste Gottes, dem Gebet und der Lehre obliegen. Wie spricht das wahr und tief den Beruf des Priesters aus! Da aber Brahman zu betteln nicht nachläßt, gibt ihm Birmah eine Daintany, eine dämonische Frau. Was bedeutet das anders als das traurig stimmende Erlebnis des Mißverhältnisses zwischen dem Erkennen des Besseren und dem Unvermögen der Verwirklichung desselben? Aber wie um das Unnatürliche und nicht Seinsollende der Priesterehe ganz drastisch aufzuzeigen, sagt der indische Mythus, daß dem Brahman eine Daintany, ein Dämonenweib gegeben ward (wie wird doch dieser Mythus oft Faktum an priesterlichen Deserteuren!). Das will doch nichts anderes sagen, als daß der Priester bei der Erschaffung so sehr als Zölibatär gedacht und geschaffen wurde, daß dem unnachgiebig um eine Frau Bettelnden eine solche aus einer ganz anderen Spezies von Geschöpfen geholt werden mußte! Bringt das nicht zum Ausdruck, daß sich miteinander verband, was eigentlich nicht für einander geschaffen war und nicht zusammengehört und also nach Trennung schreit? Daß darum Brahmans

Ehe (also die Priesterehe) ein Nichtseinsollendes ist, das wieder geschieden werden muß, aufgehoben, ein Interim? Wird damit nicht auch mehr oder minder klar eine künftige Lösung dieser innerlich sich widerstrebenden unnatürlichen Verbindung und die Wiederherstellung der ursprünglichen höheren Ordnung geahnt und ersehnt, wie sie durch den Logos und seine Kirche Wirklichkeit wurde?

Unter der Wucht dieser Tatsachen aus dem vorchristlichen Heidentum dürfte kein Unvoreingenommener der Behauptung widersprechen: *Die Herzwurzel des Priester-Zölibates liegt im Menschenherzen selber.* Wer unbefangen und vorurteilslos diese Tatsachen überdenkt, wird nachdenklich. Es ist der ungetrübte Ausdruck des urtümlichen, zum Irdischen und Sexuellen noch nicht so abgesackten und darum der Erkenntnis des Besseren noch geöffneteren Menschen. Mit der Sicherheit eines ursprünglichen Instinktes fühlte dieser Mensch seine Sündigkeit und seine Entsühnungsnotwendigkeit, seine nur durch göttliche Hilfe behebbare Hilflosigkeit und seine Dankespflicht für göttliche Hilfe. Andrerseits fühlte der sündige Mensch aber auch seine Unwürdigkeit und darum Unfähigkeit, selber vor der Gottheit zu erscheinen. Deshalb betraut er einen anderen damit. Der muß aber selber ohne Sünde und Fehl und ausschließlich der Gottheit dienstbar und geweiht sein (denn nur ein solcher ist würdig, vor die Gottheit hinzutreten), ganz ausgefüllt von dem Gedanken, die Sünden des Volkes seien so schwer, daß eigentlich er wie das Opfertier sterben müßte (denn es hat ja der Mensch gesündigt, nicht das Tier), daß er aber auch so ohne Fehl sein müsse wie das Opfertier (denn dieses mußte ja fehlerlos sein und durfte dazu noch — wie bedeutungsvoll! — weder je unter einem Joch noch auch je unter dem Zeugungsakt gestanden sein, also jungfräulich und keinem Menschen zu Diensten). So ergriffen müßte der Priester von diesen gedankenschweren, erschütternden Erkenntnissen sein, daß er unfähig ist, gedankenlos und mechanisch wie ein Metzger das Opfertier zu schlachten und wie ein Bäcker handwerksmäßig die Opferbrote zu backen, und so restlos ausgefüllt muß sein Herz davon sein, daß darin der Gedanke an eine Frau und ihren Genuß keinen Platz mehr hat. Das „einzig dem Dienste Gottes obliegen" des indischen Mythus und das „Deo perpetuo famulari et castitatem servare" der Subdiakonatsweihe stimmen also nicht nur im Sinne, sondern selbst fast im Wortlaut überein.

Wie gesagt, die Wirklichkeit blieb hinter dem Ideal zurück: aber bestehen bleibt die Tatsache: Auch im Priesterideal des Heidentums steht der Zölibat. Er hat seine Herzwurzel im Menschenherzen selber.

Jedoch den Keim zu dieser Herzwurzel legte der, von dem

jegliche gute Pflanzung stammt, der *Logos spermatikos*. Er ist der Ursprung des Zölibates. Das ist so wahr, daß der Logos, sobald er „Fleisch geworden", auch sofort durch sein bekanntes Wort bei Matth 19, 11 f. alle Kräfte dieses Keimes entband und ihn zum Wachsen, Blühen und Früchtetragen brachte. Möglichkeit, Grund, Kraft und Grenze des Zölibates gibt dieses Heilandswort an: „Es gibt solche, die es (nämlich die Ehelosigkeit) fassen können", das ist die Möglichkeit des Zölibates; „die um des Himmelreiches willen (auf die Ehe) verzichten", das ist der Grund; „denen es gegeben ist", das ist seine Kraft; „nur die fassen es, denen es gegeben ist", das ist seine Grenze. Und alsogleich wird auch dieses sein Wort gleichsam Fleisch: die allzeit jungfräuliche Magd des Herrn wird seine Mutter, der allzeit jungfräuliche Joseph sein Nährvater, seine Apostel „verlassen alles, was sie hatten (also auch die Frau) und folgten ihm nach", und inmitten einer sittlich abgehausten Welt erwuchs eine wahre Armee von Idealisten, so daß selbst die verrottete Heidenwelt nicht aus dem Staunen über die Macht des Christentums herauskam. Aber freilich: „Ich kann alles in dem, der mich stärkt." Wenn der Gottessohn einmal sagt, daß die, denen es gegeben ist, es fassen können, dann gibt es auch immer Menschen, die es fassen; dann kann auch ein hoher Staatsbeamter wie Ambrosius, ein gefeierter und leidenschaftsgeballter Redner wie Augustinus, ein Patrizier wie Benedikt, einer von der Jeunesse dorée wie Franz von Assisi, ein feuriger Offizier wie Ignatius v. Loyola, ein Einser-Jurist wie Fidelis v. Sigmaringen, ein kaiserlicher und dazu erfolgreicher Gesandter und Diplomat wie Markus v. Aviano, der Erbe eines leichten und heißen Blutes und Page an einem lockeren Hof wie Aloysius; dann können Schönheitskönigginnen wie Cäcilia, Agnes, Klara, und können auch die katholischen Priester mit dem Beruf und der Gnade von oben um des Himmelreiches willen auf die Ehe verzichten. Wenn schon Gottes Gnade den Menschen stärkt, der auf irdisches Gut verzichten muß, dann erst recht den, dem er die Gnade des Berufes und Verzichtes auf Gut und Genuß gegeben und der darauf verzichten will. Das ist die göttliche, unfehlbare Garantie der Möglichkeit, Wirklichkeit und des Bestandes des Zölibates bis zur Endzeit der Erdenzeit. Darum werden allem zum Trotz immer wieder Menschen vor den Bischof treten, und wäre es in einer Höhle oder im Dom des verschwiegenen Waldes oder in einem Kellergeschoß, und werden ihr von Gott ihnen eingegebenes, freiwilliges und entschlossenes „Adsum" sprechen. Verlaßt euch darauf! Was Gott geschaffen, schafft kein Teufel ab, was er gepflanzt, reißt keine Hand aus, was er auf den Lebensetat gesetzt hat, kann keine Macht mehr auf den Aussterbeetat setzen. Der Zölibat wird nicht verschwinden.

Wie ist es da gedankenlos, zu behaupten, das Urchristentum habe vom Priesterzölibat nichts gewußt, wo doch der Stifter des Christentums klar davon spricht und selbst die Heiden darum wußten. Freilich von einer *Zölibatsgesetzgebung* wußte das Urchristentum nichts. Aber muß man denn, was freiwillig geübt wird, noch erst durch ein Gesetz befehlen? Erst als mit der zunehmenden Kampfesruhe und der staatlichen Anerkennung der Kirche die Priester nicht mehr an die Front und vor die Klinge gefordert wurden, infolgedessen auch nicht mehr so auf Armeslänge den Tod vor Augen und die „ewigen Jahre" im Sinne hatten, wo darum auch eine gewisse genießerische Weltbejahung und behagliche Diesseitsfreudigkeit immer mehr in die Kirche ein- und der ideale, jenseitsverankerte, Welt, Spott und Tod verlachende Schwung auszog, so daß selbst auch Priester des Herrn auf den Gedanken kamen, sie dürften und könnten, wo sie nur auf das sinnen sollten, wie sie Gott gefallen und ihm ungeteilt dienen, sich teilen und auch noch auf das sinnen, wie sie dem Weibe gefallen, wo darum auch Unberufene ins Heiligtum kamen, erst da setzte die Kirche mit ihrer Gesetzgebung ein. Hätte sie es unterlassen, wäre sie nicht die Kirche Christi und seines Wortes: „Wer es fassen kann, der fasse es" gewesen. Nicht konnte und durfte sie mehr verlangen als ihr göttlicher Stifter und darum auch nicht den Zölibat von jenen fordern, denen es nicht gegeben war. Aber sie konnte und durfte auch nicht weniger verlangen als Er und darum auch nicht denen, welchen es gegeben ist, gestatten, daß sie dem zum Hochzeitsmahl einladenden König sagen lassen: „Ich habe ein Weib genommen und muß mein Kind in den Schlaf singen, halte mich für entschuldigt!" Und wenn schon das Heidentum den Opferdienst in jungfräuliche Hände gelegt wissen wollte, dann wäre die kirchliche Erlaubnis der Priesterehe ein Abtrudeln der Christuskirche unter das Heidentum hinab, und das Heidentum könnte zur Kirche Christi sprechen: „Wir Wilde sind doch bessere Menschen!" Und die Kirche hätte das Wort des Gottessohnes zuschanden gemacht: „Ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Welt" und hätte ihn selber damit zuschanden gemacht. Das ist unmöglich! Denn Christus läßt sich und sein Wort in Ewigkeit nicht zuschanden machen: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen!" Darum ist die Zölibatsgesetzgebung der Kirche, angefangen vom Canon 33 der Synode von Elvira im Jahre 305 bis zum Canon 132 des CJC. vom Jahre 1918, einfach der in die Menschenbrust gelegte und zum Blüten- und Früchtebaum herangewachsene Keim des Logos spermatikos, ist die Verwirklichung des Heilandswortes, der nicht zulassen wird, daß seine Kirche auf der via erronea und sein Priestertum auf der

trivia des Flachlandes gehe und dabei selber trivial und für das Reich Gottes mehr oder minder steril werde. Das ist der Grund der absoluten Wetterfestigkeit des Zölibates des Priesters. Fundamenta eius in montibus sanctis!

2. *Man hat den Zölibat bekämpft:* er sei widernatürlich, denn die Natur habe den Menschen auf das andere Geschlecht angelegt; darum sei er auch unmöglch und zu verwerfen.

Aber wie, wenn Gott, der Schöpfer der Natur, im Einzelfall Beruf und Kraft dazu gibt? Denn nur für den Einzelfall gilt er, nicht für die Allgemeinheit. Und wäre einer ein Salomo an Weisheit, ein Cicero an Beredsamkeit, ein Napoleon an eiserner Tatkraft, ein Thomas Morus an Gewissenhaftigkeit und Heiligkeit und hätte nicht den Beruf, die Kirche würde ihn nicht weihen. Kann aber Gott der Allmächtige, Schöpfer des Menschen, einem Menschen diese Gnade geben? Wer wollte das bezweifeln? Oder darf er sie nicht geben? Wer wollte ihm das verbieten? Wahr ist es, daß seine Haltung nicht leicht und mit rein natürlichen Kräften nicht möglich ist. Aber wir datieren ja unseren Aeon „post Christum natum", und mit der Menschwerdung des Gottessohnes sind Kräfte flüssig und wirksam geworden, durch die der „Berufene" sich über Fleisch und Blut erheben kann. Mit tausend und abertausend Unterschriften bestätigt das das Heer der heiligen und heiligmäßigen Priester, Mönche und Jungfrauen. Haben die es gekonnt, dann muß es möglich sein: Contra factum non valet argumentum.

a) Man bekämpft den Zölibat: er sei unsittlich und führe zur Unsittlichkeit; und zum Beweise dafür läßt man die ganze Chronique scandaleuse von Dichtung und Wahrheit aus 2000 Jahren aufmarschieren.

Indes, wie töricht und aller Logik bar! Wer aus den Übertretungen des Zölibatsgesetzes die Unsittlichkeit und Verwerflichkeit des Zölibates erschließen will, muß mit derselben Logik aus den ungleich zahlreicheren und längeren Verbrecherlisten der Gefängnisse, Zuchthäuser und Guillotinen die Unsittlichkeit und Verwerflichkeit des Bürgerlichen Gesetzbuches erschließen! Will man auch das Leben und Eigentum für unsittlich und verwerflich erklären, weil es hunderttausend Diebe, Räuber und Mörder gibt? Den Richterstand, weil der römische Gerichtshof des Pontius Pilatus an Christus einen Justizmord beging? Den Regentenstand, weil ein Herodes, Nero, Tschingis-Khan usw. nicht Regenten ihres Volkes, sondern Schlächter ihres Volkes waren? Den Soldatenstand, weil es Deserteure darin gibt? Will einer das? Er probiere es doch! Binnen 24 Stunden wäre er dem Zuchthaus oder Irrenhaus überwiesen! Und mit Recht! Warum aber der nicht, der diese hanebüchene Logik auf den Priesterstand an-

wendet? Die Möglichkeit der Gesetzesübertretung ist dem Priester nicht genommen (auch seinen Feinden übrigens nicht); das Brot der Engel, das zu konsekrieren die Priesterweihe die Macht gibt, hat den Priester nicht in einen Engel umgezaubert. Den Skandalchronisten scheinen aber die Augen so verzaubert zu sein, daß sie die im Verhältnis zur großen Zahl der Zölibatäre wenigen Skandale wohl sehen, nicht aber die vielen leuchtenden Beispiele der treuen Priester. Sie mögen dann wenigstens zur Kenntnis nehmen die Sätze eines Wissenden unserer Tage: „Man vergleiche die Größe der vor Augen stehenden sichtbaren Organisation (der Kirche, der Ref.) mit der durchschnittlichen Fehlerhaftigkeit der Menschen im allgemeinen und wird zugeben müssen, daß das Verhältnis von Gutem und Schlechtem dabei besser ist als irgendwo anders. Auf einen Unwürdigen treffen doch auch wieder tausend und mehr ehrenhafte, ihrer Mission auf das treueste ergebene Seelsorger, die in unserer heutigen ebenso verlogenen wie verkommenen Zeit wie kleine Inseln aus dem allgemeinen Sumpf herausragen." Und mögen zur Kenntnis nehmen, was Wittig in seinem Buch „Höregott" schreibt: „Ich habe 25 Jahre lang mit katholischen Priestern zusammengelebt wie ein Bruder unter Mitbrüdern und kann jenen Männern, die den Zölibat angreifen, sagen, daß sie sich irren, daß die katholischen Geistlichen in großer Mehrzahl . . . die Ehelosigkeit nicht nur dem äußeren Anschein nach, sondern auch im inneren Kern in wesenhafter Jungfräulichkeit zu wahren versuchen." Warum nimmt man die drei oder fünf Prozent Ephialtesnaturen zur Prämisse zum Ergo der Unsittlichkeit und Verwerfung, wo es doch allein logisch (und bei allen anderen Berufen ohne weiters üblich und selbstverständlich) ist, von den 95 Prozent der Würdigen, Edlen und Heiligen auf Möglichkeit, Würde, Adel und Heiligkeit des Zölibates zu schließen und ihn zu verherrlichen? Wer weiß übrigens, daß jene drei oder fünf Prozent in ihrem tiefsten und ehrlichsten Sein und Sehnen wirklich endgültig verboste Ephialtesnaturen sind — nur der Teufel ist ein endgültig verboster, hoffnungsloser Fall —, ob sie nicht vielleicht Illusionisten waren, die meinten, man könne der Tragik des Priestertums entgehen, indem man zur Frau geht? Die dann aber schmerzlich erkennen, daß sie der Tragik des Priestertums entrannen und die Tragik der Ehe gewannen, jene Tragik der Ehe, die darin besteht, daß die beiderseits erträumte Einswerdung weder im Fleische noch im Geiste möglich ist, schon gleich gar nicht mit dem bohrenden Stachel eines gebrochenen Treuwortes im Gewissen? Und die dann aber auch gerade durch diese Tragik über die Peripetie ihres schmerzlichen Erkennens zur Katharsis gelangen? Unsittlich ist nicht der Zölibat, unsittlich ist nur der Zölibatsbruch, sowie ja auch der Ehebruch unsittlich ist und nicht die Ehe!

b) Man bekämpft den Zölibat: er entziehe gerade eine wertvolle Schicht der nationalen Pflicht der Volksvermehrung.

Aber wenn halt Gott, der Schöpfer der Menschen und Nationen und ihr absoluter Souverän, den und jenen zum ungeteilten Gottesdienst (und also auch zum Zölibat) in seiner von ihm gestifteten Kirche beruft, begnadet und fordert? Was Gott beruft, darf kein Mensch widerrufen und zugunsten von Fleisch und Blut annullieren, ohne zu rebellieren, dann aber freilich auch über kurz oder lang Rebellenschicksal an sich zu repetieren. Im übrigen, möchte doch jeder Nicht-Priester dieser Pflicht der Volksvermehrung sich stets bewußt bleiben und möchten jene immer weniger werden und ganz aussterben, die von Gott den Beruf und durchaus die Möglichkeit hätten, in dieser Weise dem Volke zu dienen, die aber gleichwohl mit keinem oder höchstens einem oder zwei Kindern sich begnügen! Viel mehr wertvoller Nachwuchs bleibt ungeboren durch das Defizit an Gottesfurcht und Verantwortungsbewußtsein vor dem Volk, durch die völlige Ergebung an die Sinnenlust und das egoistische Kalkül, das um der ungestörten Bequemlichkeit und der Lust willen über Sein und Nichtsein der Kinder entscheidet, als durch den Zölibat der Priester.

Der eigentliche Sinn und Zweck des Zölibates, wie ihn das Heilandswort („um des Himmelreiches willen") und das Paulus-wort („der jungfräuliche Mensch ist ungeteilt für die Sache des Herrn da") ausdrücken, bleibe hier einmal unerörtert. Wir verzichten auf die Ehe, weil wir ganz und ungeteilt für den Herrn und sein Reich da sein müssen und wollen, was in der Ehe unmöglich wäre. Denn die Frau will für ihren Mann nicht bloß Knopfannäherin, Köchin und Wäscherin sein, sie will seine eheliche Frau und Vollbesitzerin sein und sie hat ein Recht darauf; und nun sehen müssen, daß sie das nicht kann, weil der Mann ihr durch Beruf und Geschäft immer wieder entzogen wird, ist ihre Not, an der sie leidet. Der Verheiratete ist also geteilt. Auch muß er in kritischen Zeiten und Situationen immer daran denken: Was wird mit Frau und Kind, wenn sie mich aus meiner Stellung oder ins Gefängnis werfen? Und hundert andere Sorgen, die es ihm erschweren oder ihn ganz abhalten, Kugelfang in vorderster Linie zu sein. Davon ist der ehelose Priester frei; ganz und ungeteilt und unbeschwert von Rücksichten und Vorsichten kann er sich Gott und der Sache Gottes und der Seelen hingeben. Das ist der Sinn und Zweck des Zölibates. Doch davon sei einmal abgesehen.

3. Man überlege aber jetzt einmal ruhig sachlich auch Folgendes: *Der Zölibat ist des Volkes getreuer Ekkehard.* Unbestreitbar ist die Tatsache: *Je materieller Güter und Werte sind, desto*

gemeinschaftsfeindlicher sind sie; ihre Dynamik birgt viel Dynamit und wenig Kitt in sich. Je geistiger aber, desto gemeinschaftsbildender und -fördernder sind sie; ihre Dynamik birgt viel Kitt und wenig Dynamit in sich. Bekanntlich hat in der Kinderstube das sehr materielle Gut des größten Stückes Kuchen und in der Familienstube der Völker haben die sehr materiellen Güter der Ölfelder, Erzlager und Kohlenvorkommen den gefährlichsten Sprengstoff für die Eintracht und den wirksamsten Treibstoff für die Zwietracht in sich. Und drastisch, aber sehr lebensnah sagt der große Napoleon: Ohne Gott schlagen sich die Menschen um des schönsten Weibes und der saftigsten Birne wegen tot! Welch großer Segen aber für Familie, Dorf, Stadt, Staat und Völker sind die geistigen Werte: Gerechtigkeit, Wahrhaftigkeit, Treue, Gewissenhaftigkeit, Lauterkeit, Adel der Gesinnung und Tat! Das sind ja gerade die Ur- und Grundelemente jeglicher sozialen Ordnung und menschenwürdiger Kultur, das wirksamste Antitoxin gegen alle die Volksgemeinschaft störenden und zerstörenden Toxine, angefangen vom Mißtrauen bis zum „Si vis pacem para bellum". Man denke es sich nur einmal aus: Die Menschen oder wenigstens ihre große Mehrzahl gerecht, wahr, gewissenhaft, gut, ehrlich, lauter in Gesinnung und Tat! Ein halbes Paradies auf Erden wäre das!

Haben nun schon diese geistigen Werte und Besitztümer eine so hohe, volksfördernde Dynamik, wie erst dann das höchste Gut, Gott! Der vollkommen Wahre, vollkommen Gerechte, vollkommen Gute, Lautere, Heilige! Tatsächlich sind ja nach Ausweis des Lebens und der Geschichte die gotterfüllten Menschen auch die wertvollen Volksglieder und das desto mehr, je gotterfüllter sie sind. Je gottleerer aber, desto wertleerer, desto volksgemeinschaftsstörender. Das ist so wahr, daß Gott den Gottlosen und Gottleeren katexochen, den Satan, diabolus, Teufel nennt, der alles durcheinanderbringt (diaballein!), stört, verstört und zerstört, und das Volk den, der ein gottloser Kerl und scheußlicher Verbrecher ist, einen Teufel in Menschengestalt nennt. Und diese Gott-losen, diese Teufel in Menschengestalt, sind auch bekanntlich die Sappeure und Saboteure, die Störer und Zerstörer jeder Gemeinschaft, der Familie, des Staates, der Völker.

Und nun bedenke man: Wer mit Hintansetzung der souveränen Rufe und Rechte Gottes des Schöpfers jeden Menschen nach der Fähigkeit zur Vermehrung von Fleisch und Blut veranschlagt und jeden Fähigen, auch den von Gott zu seinem ungeteilten Dienst Gerufenen und Geforderten zu diesem Geschäft verpflichtet, der schaltet Gott, das höchste gemeinschaftsfördernde Gut, aus diesem an sich schon recht stofflich von Leib zu Leib drängenden und mit recht blind schweifenden Anlagen und gewalttätigen

Störungsfaktoren erfüllten Bezirk aus, entgeistigt und vermaterialisiert ihn heillos, stellt ihn rein auf sich selber und seine materielle Barschaft und liefert ihn seiner Blindheit und Bedrohtheit aus, ohne Zuschuß von oben. Kommen denn nicht gerade aus der Generationssphäre die spontanen gewalttätigen Impulse, erotischen Anfälle, Überrumpelungen und Ausbrüche, wie Erdbeben alle Einsichten, Übersichten, Rücksichten und Bedenken, unser bestes persönlichstes Selbst erschütternd und verschüttend? Machen sie den Menschen nicht kopflos, um so kopfloser, je mehr sie von Fleisch und Blut kommen, und lassen ihn in eine Verfassung hineinschlittern, die ihn folgenreiche und folgenschwerste, ins eigene wie fremde Leben tief eingreifende Entschlüsse sozusagen in einem nicht zurechnungsfähigen Zustand fassen lassen wollen? Die generative Kraft hat gewiß ihren hohen Sinn und Segen, aber sie hat kein erleuchtetes Wissen und Gewissen, sie kennt wohl die Venus vulgivaga, aber nicht die erleuchtete heilige Liebe und Treue und Verantwortung und deren unbeirrbare Stete und Stabilität. Die Tristan und Isolde sind sehr selten und auch sie nicht ganz störungsfrei von den Stößen des „Erdgeistes"; manchmal ist ein Tristan da und keine Isolde, und manchmal eine Isolde und kein Tristan und meistens weder ein Tristan noch eine Isolde. Die Venus vulgivaga aber ist wahrlich kein sozialer Faktor, wohl aber sind gotterleuchtetes Gewissen, Verantwortungsbewußtsein, Zuverlässigkeit der Liebe und Treue die unentbehrlichen Urelemente für das Aufkommen wie für den Bestand und den Aufstieg jeder Gemeinschaft. Zu diesen Urelementen aber wird die unbändige und recht schweifende Kraft des Sexus nicht gebändigt durch den Hinweis auf Volksganzes und Volkszuwachs. Dazu ist dieses Motiv zu klein und sind die Opfer zu groß, die vom einzelnen zugunsten des zukünftigen Volkes verlangt und nur von ganz selbstlos altruistisch denkenden Menschen aus bloßer frommer Ergebung an die Allgemeinheit gebracht werden; zumal ja dieses Motiv gerade für den an und für sich schon zur Schweifung neigenden Mann ein neues Argument für die Berechtigung seiner „polygynen" Triebe und Umtriebe bereit hält und die Position seines heiligen Treue-Willens noch mehr schwächt. Der Mächtigkeit dieses Triebes und der Größe der ihm zugemuteten Opfer ist dieses Motiv nicht aequivalent, erst recht nicht supravalent. Auch nicht, wie die Geschichte beweist, eine Lex Julia Poppaea. Da braucht es höhere Horizonte und tiefere Motive, sollen nicht die meisten schließlich sich in Epikurs Herde einreihen und singen: Laßt uns essen und trinken und es uns wohl sein, denn morgen sind wir tot. Da muß die Lex Julia untermauert, verstrebt und abgeschlossen sein mit der vis major der vom Menschen anerkannten und mit göttlicher

Kraft für den Menschen anerkannten und mit göttlicher Kraft für den Menschen befrachteten Lex divina. In seinem Sixtinischen Deckengemälde der Erschaffung des Weibes hat Michelangelo mit einer ganz lebenswahren Realistik dargestellt: Kaum ist Eva aus der Rippe Adams entstanden, hebt sie flehend ihre Hände zu Gott empor, als fühle sie hell und grell, daß sie verloren ist, wenn das Verhältnis zwischen ihr und dem Manne unter das Nur-Geschlechtliche und nicht unter das Schutzgesetz und die Kraft Gottes gestellt ist.

In dieser sicher sehr lebensnahen Sicht — nur ein Temperamentlahmer wird sie lebensfremd nennen! — überdenke man nun einmal ruhig den Priesterzölibat und man wird die Größe seiner Bedeutung gerade in bevölkerungspolitischer Hinsicht ahnen: Der Priesterzölibatär bändigt diese unbändige, schweifende Kraft und beweist damit, daß man sie bändigen kann. Und das ist eine hochmoderne Tat und Wohltat. Denn die Situation der Gegenwart ist doch folgende: Der Zeitgeist Leporello hat seinen Don Juan mit allerhand Mitteln und Methoden die entsprechende Lebensphilosophie berückend und alle tieferen Einsichten vergewaltigend so sehr eingetrichtert und ihm auch die entsprechenden Gelegenheiten zum Sexualismus in solcher Fülle verschafft, daß der Don Juan glaubt, die richtige Definition des Menschen sei nicht animal rationale, sondern animal sexuale. In erschreckendem Ausmaß ist bei den Menschen der Gegenwart die Auffassung: „Es ist schwer, den sexuellen Trieb zu bändigen" zur Überzeugung geworden: „Es ist unmöglich, ihn zu beherrschen" und sie verzweifeln am Ideal, das ihnen doch tief verborgen und heimlich in der Seele brennt. Da vermag allein das lebendige Beispiel des Triumphes über den niederen Menschen und seine für unbesiegbar gehaltene Macht alle heimlichen und tiefverborgenen Sehnsüchte nach dem Ideal und dem Aufstieg nach oben zu wecken, zu entbinden und zu mobilisieren. Nicht bloß ein Augustinus hat das an sich erlebt und ihn zu seinem „Potuerunt hi et hae, et ego potero" vermocht, das aus dem heißblütigen Augustinus den heiligen Augustinus machte: auch Richard Wagner, der Mann vieler Moderner (ach, daß sie es doch auch erkännten!), hat das erkannt und in seinem Tannhäuser tiefsinnig zum Ausdruck gebracht: Der zarten, feinen Jungfräulichkeit der Elisabeth kommt das selbst im lüsternen Tannhäuser noch vorhandene, aber verschüttete reine Ich entgegen. In Elisabeth naht dem ob seiner Frivolität ausgestoßenen Tannhäuser eine Gestalt, in der dieses bessere Ich so hehr und hold, so rein und reif verkörpert ist, daß daran das verschüttete Ich in der Seele des Tannhäuser zum Bewußtsein seiner selbst (und „keusch" kommt etymologisch von „conscius!", d. h. sich seiner bewußt) gelangt und wieder

aufzuleben beginnt: Der verdorrte Stab beginnt zu grünen! Das ist die gewaltige Bedeutung des aufreißenden, mitreißenden Beispiels. Leporellofiguren sind wahrlich keine Wohltat und sehr entbehrlich, Elisabethnaturen aber sind Sieg und Segen! Und Sieg und Segen sind notwendig, weil nur sie die Not wenden.

Das Beispiel ist auch Sinn und Segen des Priesterzölibates. Es gibt genug Menschen, die wenn nicht lebenslang, so doch zeitweise auf die Ehe verzichten müssen. Wie sollen sie das können, wenn sie nie im lebendigen Vorbild erfahren, daß man es kann, sondern immer nur hören, daß man es nicht kann? Wie soll der junge Mensch bei den Theorien und Praktiken ringsherum sich tapfer und seine Kraft unverbraucht erhalten für die Ehe, wenn er nicht lebendige Beispiele vor sich hat, bei deren Anblick er sich sagt: Bringen die es lebenslang fertig, muß ich es eine Zeitlang fertig bringen, nämlich bis zur Ehe? Und ihn so dazu bringen, nicht nur nicht seine Kraft zu vergeuden, sondern ein großes Reservoir von physischer — und was noch wichtiger und notwendiger ist — von psychischer und moralischer Kraft in die Ehe mitzubringen zum Segen und zur Gesundheit der Nachkommenschaft an Leib und Seele! Und in der Ehe! In wie vielen Ehen wird der eine oder beide Gatten krank oder siech, so daß Enthaltsamkeit geübt werden muß und also die Ehe monatelang, jahrelang dem Zölibat gleichkommt? Und wie können Krisen, Belastungsproben der Liebe und Treue, Stunden, wo der Zeiger der Ehe auf Langweile, Überdruß aneinander und Begier nach anderen vorgerückt ist, eine Ehe gefährden gerade da und dann, wo und wann die Ehe auf dem Sexus und Eros aufgebaut wurde und nicht zuvörderst auf die Psyche, das Ethos und den Theos?! Und wenn schon hier, wo die Ehe in die Seele, in die Moral und in Gott eingestiftet wurde, manchmal der Hochzeitswein auszugehen droht, dann erst recht, wo sie nur auf den Eros und den Sexus gestellt wurde. Man weiß ja, wie bald, wie oft die Kanakrüge der Ehe dastehen ohne Wein und ohne Wasser! Man lasse sich doch von erfahrenen, vertrauenswürdigen Ärzten und Ärztinnen sagen, welche Misere selbst in sogenannte glückliche Ehen durch die dumpfe Triebhaftigkeit und Unbeherrschtheit des Mannes hineinkommt! Sieht man denn nicht, welch ungeheure Bedeutung da der Zölibat hat, weil die Gatten, in der Zwietracht ihrer zentrifugalen Triebtendenzen dieses lebendige Beispiel vor Augen, sich sagen: Bringen die Priester das ungleich Schwierigere des lebenslänglichen Zölibates fertig, dann müssen auch wir das Leichtere einer innerlich sauberen Ehe fertig bringen. Die für die seelische und moralische (und auch körperliche) Gesundheit des Volkes so unentbehrliche innere Gesundheit und Sauberkeit der Ehe wird gestützt und befestigt vom heroischen Ideal der ehelosen

Keuschheit derer, die es fassen können und es in Gottes Kraft leisten: Das stille, aber einbohrende Gesetz des hohen Beispieles übt eine geheime Kraft auf den Stand der Ledigen und Verheirateten aus. Und sind denn nicht gerade diese innerlich sauberen und gesunden Ehen auch die gesunde Urquelle und Urzelle des Volkes, Pflanzstätte und Übungsplatz aller sozialen Tugenden? Die innerlich faulen Ehen aber faulige Quelle? Ist die Quelle gesund, ist das Wasser gesund, ist die Quelle faulig, ist das Wasser giftig! Schon aus diesem Grunde steht und fällt das Heil eines Volkes mit seiner Anschauung vom Zölibat. Die Welt braucht den heroischen Vormarsch wahrhaft tapferer Höhenmenschen, die durch die lebenslängliche, radikale Beherrschung des ungebärdigsten Triebes Zeugnis ablegen, daß man ihn beherrschen und im rechten Bett halten kann; die dadurch den Aberglauben an seine Unüberwindlichkeit erschüttern, die Verzweiflung am Ideal bannen und die Menschen aus der Misere der dumpfen Triebhaftigkeit herausreißen. Alle Nachdenklichen stimmen bei, daß dieser Segen größer und notwendiger ist als der eventuelle Kindersegen einer möglichen Priesterehe. Ans Herz und ins Gewissen des Weihlings und Priesters aber klingt mit neuer Begründung und Verantwortung die bischöfliche Weisung bei der Subdiakonatsweihe: Estote ergo tales!

Indes nicht der Priester ohne Beruf und Gnade von Gott, sondern erfahrungsgemäß nur jener, der den Ruf und die Gnade von oben und — als seinen eigenen Beitrag — den guten Willen hat, wird den Zölibat halten können; dieser aber dann tapfer und treu, sofern er seinen Beitrag gewissenhaft leistet. So wird der Priesterzölibat für jeden, der noch staunen kann (und Staunen ist die Grundlage des Philosophierens, also des Fragens nach dem Grunde), daß mitten in der Welt eines geradezu allmächtigen Pansexualismus es noch „Geistmenschen" gibt, die nicht Knechte, sondern Herren dieses Diktators sind, ich sage, so wird der Zölibat für den noch des Staunens Fähigen zur bohrenden Ahnung einer höheren Macht und schließlich zum Führer hin zu dieser höheren Macht, zum allmächtigen helfenden Gott. Tatsächlich war ja das auch vielfach der mehr oder minder bewußte Syllogismus der edleren Heiden zur Zeit des Urchristentums. Das agere contra naturam, wonach sie sich sehnten, was sie aber an sich selbst als unmöglich wund erlebten, das sahen sie nun im Christentum voll Staunen von so Vielen verwirklicht; und das führte sie zur Ahnung der höheren Macht des Christengottes und schließlich zur Annahme desselben. Und für die Christianisierung der germanischen Völker mit ihrem Sinn für das Heldische war nach dem gefeierten Geschichtsschreiber und Staatsmann Johannes von Müller gerade das heroische Beispiel des Zölibates der christlichen

Missionäre von entscheidendem Einfluß. Die Geschichte der Heidenmissionen und Konversionen weiß Ähnliches zu berichten. Gott aber ist die durch nichts zu ersetzende Instanz, Sanktion und Segensmacht. Sobald Theorie und Praxis grundsätzlich von Gott absehen, fällt alle Ordnung auseinander; vgl. oben Napoleons Ausspruch! Ferner ist Gott, des Menschen Schöpfer, Gesetzgeber, steter Ansporn und Quelle der Kraft, aber auch sein dereinstiger Richter mit dem Urteil auf ewig ausgeschaltet. Wer oder was will denn dann noch dem Menschen wirksam (auch auf verborgenem, den staatlichen Augen und Organen sich entziehendem Terrain wirksam) befehlen, seine Triebe als Triebe einer vom ewigen, gerechten Gott zur Verantwortung auf Himmel und Hölle erschaffenen Person und nicht eines unverantwortlichen Tieres zu regieren? Wer oder was soll ihn dann noch vermögen, sein „Gegenüber" nicht als eine Sache, die man gebraucht und genießt, zu veranschlagen, sondern als eine Person, ein Ebenbild Gottes ehrfürchtig zu behandeln? Ohne Gott sieht sich ja sogar das persönliche Gewissen bloß auf sich selbst gestellt und immer auf der Kippe, in sein Gegenteil, die Gewissenlosigkeit, umzuschlagen. Das bloß auf sich gegründete Gewissen ist der Thron, auf dem nicht der unbestechliche Gott Jahwe sitzt, sondern der sehr bestechliche Gott Ich, und dieser Gott Ich sanktioniert und segnet nicht bloß den Trieb, sondern auch den Umtrieb! Das Gewissen ohne Gott ist zu allem nütze, auch zur Gewissenlosigkeit. Mensch ohne Gott wird über kurz oder lang Mensch ohne Gewissen und wird die entfesselte (von Nietzsche beim richtigen Namen so gerufene) „blonde Bestie", bei der es keine Mitmenschen gibt, sondern nur Gegenmenschen. Und also werden die Menschen ohne Gott Menschen in Not, und Volk ohne Gott wird Volk in Not, wo eine „blonde Bestie" vom Blute der anderen lebt bis zur gegenseitigen Vernichtung. Dann aber ist der Zölibat, der die Menschen zu Gott führt, ein notwendiger, „notwendender" Segen, größer und notwendender als der eventuelle Kindersegen einer möglichen Priesterehe. Diese durch Gottes Kraft in allen Lokkungen und Schwierigkeiten unverbrüchlich zu ihrem Zölibatsgelübde stehende Treue und Gewissenhaftigkeit, ist sie nicht auch eine stete Aufmunterung aller guten Geister und Kräfte in den Mitbürgern zu den unentbehrlichen Werten und Besitztümern unbeirrbarer Berufstreue und Berufsgewissenhaftigkeit? Und das sind doch wirklich zwei Besitztümer, deren Fehlen, oben oder unten, auch für das zahlreichste Volk zu einer perniziösen Mangelkrankheit wird. Der Schreiber dieses hat die Wüste ringsherum zum Beweis, daß er das Rechte schreibt. Darum liegt Heil, Größe und Macht eines Volkes weit mehr in einer hochwertigen Gewissenhaftigkeit der Bevölkerung als in einer hochstelligen Be-

völkerungsziffer, weit mehr in seiner Qualität als in der Quantität, weit mehr in der Kultur der Seelen als im Kult der Zahlen, in jener Kultur, die die allerschlimmste Geschlechtskrankheit, die Charakterlosigkeit, das Sein und Handeln ohne die tiefere Weihe des erleuchteten Gewissens und der heiligen Treue, abwehrt und die allerwichtigste Gesundheit in ihre Pflege nimmt: die Feinheit des Charakters und der Treue, kurz jene Kultur, die den Menschen zu einem wertvollen Menschen macht. Und was ein wertvoller Mensch unendlich mehr ist als die anderen Wesen, erkennt man aus dem spontanen Urteil über die nebeneinander gestellten Begriffe: wertvolle Pflanze, wertvolles Tier, wertvoller Mensch. Was einen Menschen zum wertvollen Menschen macht, ist toto coelo verschieden etwa vom Werte einer kostbaren Palme, eines wertvollen Rennpferdes oder Zuchtstieres. Die Werthaftigkeit dieser besteht in der Brauchbarkeit und Benützbarkeit ihrer rein vitalen Vorzüge für menschliche Zwecke. Jedoch der Wert eines wertvollen Menschen besteht vor allem in seinem sittlichen Hochstand, seiner heiligen Gewissenhaftigkeit und Zuverlässigkeit. Gesegnet sei mit beiden Händen, wer diesen sittlichen Hochstand predigt in Wort und noch mehr in begeisterndem Vorbild! Und darum ist der priesterliche Zölibatär, der dieses schon durch seine Existenz vollbringt, wiederum ein Segen, größer und notwendender als der eventuelle Kindersegen einer möglichen Priesterehe. So wie die ewigen Schneefelder unserer Hochgebirge, obwohl selber unfruchtbar, doch die frische, gesunde, belebende Bergluft und die frischen, befruchtenden Wasser zu Tal und in die Ebenen senden, daß Tal und Ebene gesund und fruchtbar werden und bleiben, so strömt vom Höhenmenschentum der großen Überwinder die seelische Frische und Reine zu Tal in den Alltag der Menschen, immerwährend erfrischend, belebend, befruchtend den, der seine Seele diesem Strome willig öffnet.

Endlich ist der Zölibat auch die *Ehrenrettung der Menschenwürde.* Es braucht gar keine Metaphysik und Religion, um diese Würde des Menschen als Nicht-Sache und Nicht-Tier zu begründen und zu begreifen. Es ist doch bezeichnend, daß man nur von einer Menschenwürde spricht, nie aber von einer Tierwürde oder Pflanzenwürde; nur beim Menschen redet man von Seelenadel, Geistesadel, Gesinnungsadel, Herzensadel, nie aber beim Tier und bei der Pflanze! Warum? Weil das Tier, die Pflanze keinen Adel und keine Würde haben, da sie keinen Geist haben. Der Mensch aber hat ihn und darum hat er eine Würde und einen Adel. Schon der ganze psycho-physische Bau des Menschen, die monarchische Stellung des Hauptes mit dem Zentralorgan des Gehirnes, auf das alle andern Organe hingeordnet sind, mit dem sie aufs innigste verbunden sind, von dem sie regiert und diri-

giert werden, weist ja mit allen Fingern auf dieses Höhere hin: auf den Primat und die Suprematie des Geistes und die ihm gebührende Monarchie. Und mit allen Fingern weist darauf hin seine monarchische Stellung in der Schöpfung. Seinem materiellen Körper nach steht der Mensch in Reih und Glied mit dem Tier, seiner körperlichen Ausrüstung nach vielfach sogar weit hinter dem Tier: Der Löwe ist stärker als er, der Elefant größer, der Vogel beweglicher, der Adler hat ein feineres Geäug, der Hund ein feineres Gespür, und alle haben einen treffsichereren Instinkt als er. Und doch beherrscht er sie alle! Wodurch? Durch seinen Geist, der ihm die Mittel und Methoden zeigt, über sie Herr zu werden. Also ist der Geist auch das Höhere und der Leib das Niedere, der Geist das, womit der Mensch der Monarch über die Tiere ist und sein soll, auch über das Tier im Menschen. Der Leib ist nicht der Leib eines Tieres, sondern einer Person, also eines animal rationale, nicht eines bloßen animal. Das ist die Würde des Leibes, sein Adel. Der Mensch darf darum auch diese Würde nicht preisgeben den Trieben des Tieres in sich und sie nicht der phallischen Linie der Zeugungskette zulieb opfern, die für den Menschen keinen anderen Sinn weiß als den, daß er Erzeuger sei; sonst opfert er seine ganze Menschenwürde, wirft die Perle vor die Hunde und sackt zum Tier ab; höchstes Glück der Menschenkinder ist doch die Persönlichkeit, nicht das Tier! Sinn und Zweck des Tieres ist, zu leben und zu zeugen. Gewiß, auch der Mensch soll das, aber er soll dazu noch überzeugen. Wie redet doch unsere liebe deutsche Sprache so plastisch und treffend: über-zeugen, also etwas zeugen, was über dem Vorgang und Produkt der physischen Zeugung steht, also Geistiges! Von den Naturwesen Pflanzen und Tier wird kein Überzeugen erwartet oder verlangt, wohl aber vom Menschen (schon darin liegt ein schlagender Beweis, daß der Mensch kein höher entwickeltes Tier ist, sondern seinshaft mehr), weil eben der Mensch Naturwesen und Geisteswesen ist; und Geisteswesen, das ist das Ausschlaggebende! Die Menschen alle insgesamt sollen darum auch überzeugen (nicht bloß zeugen). Einige aber sollen nach Gottes Plan nur über-zeugen, auf daß die anderen alle an diesen eine stete und lebendige Mahnung haben, sie sollen über dem Zeugen nicht das Über-zeugen vergessen, also vor und über allem den Geist walten und regieren lassen und eingedenk bleiben, daß Menschensinn und Menschenwürde nicht nur und pur und stur in der Zeugung liegt, sondern auch und noch vielmehr in der Überzeugung. Wer den Menschen so ausschließlich nach seiner Potenz zum Torus und deren möglichst zahlreicher Aktualisierung veranschlagt, der spannt ihn denn doch in ein Prokrustesbett, wo er ihm zuvor die Königskrone vom Haupte nehmen und ihn buch-

stäblich um den Kopf kürzer machen muß, um ihn hineinzwängen zu können. Es ist darum auch kein Zufall, sondern geschichtliche Lehre, daß alle wahrhaft Großen, Weisen und Edlen, die wahren Wohltäter der Menschheit und deren Heroen, sich viel mehr um die Regeneration als um die Generation bemühten. Leuchtet nicht neuerdings die Bedeutung des Zölibates auf?

Dazu kommt, daß darin auch eine *gewaltige Zufuhr von moralischer Kraft für den Schoß des Lebens und der Rassengesundheit* bereit liegt. Denn die christliche Moral hat es nicht bloß mit der Pflege des Seelenheils zu tun, nein, auch die Gesundheit und das Gedeihen der physiologischen Organe und Funktionen und der Volkskraft ist durchaus davon abhängig. Überall, wo die Libido herrscht über Gott und den Geist, verschlammt und verschlampt sie auch die Quellen des Lebens. Wenn der „untere" Mensch vom „oberen" Menschen keinen Zuschuß von Ernst und Verantwortung erhält, indem er vom gotterfüllten oberen Menschen kategorisch darüber belehrt wird, daß der Mensch kein bloßes sexuelles Nervenbündel und kein erotischer Prozeß ist, sondern ein Wesen mit Seele und Geist, dann wird der „untere" Mensch recht bald seine Barschaft verausgabt haben (sie ist so wie so nicht groß) und buchstäblich auf den Hund gekommen sein. Man kann den Geist, diese wichtigere Hälfte im Kompositum Mensch, nicht wegwerfen, ohne seiner Gesamtpersönlichkeit, also auch dem Leib, schwersten Schaden zuzufügen. Eine Zwangsevakuierung Gottes und des Geistes degeneriert auch die Generationssphäre des Menschen. Die erfüllen nicht den Sinn des Menschen und bestellen schlecht das Wohl der Menschen, quorum deus venter et quod subinfra est, die den Sexualismus als Lebens-Philosophie und den Sexus als Pantokrator ausrufen; denn das lehrt doch die Geschichte, diese beste Lehrmeisterin, zur Übergenüge, daß diese Lebensphilosophie eine Todesphilosophie und dieser Pantokrator ein Totengräber ist, unter dessen Herrschaft bekanntlich viel, viel mehr Kinder ungezeugt bleiben und die gezeugten alsbald dem Tode geweiht werden, als durch den Zölibat Nachwuchs ungeboren bleibt. Spiritus est, qui vivificat, gilt wie überall so auch für die Sphäre, die der Schoß des Lebens ist. Und es steht um die Menschen gut, wenn sie jene hochschätzen, die um des Himmelreiches willen und weil es ihnen von Gott gegeben ist, nicht den Naturalismus der physischen Zeugung praktizieren, sondern den Supra-Naturalismus der metaphysischen Über-Zeugung und so schon durch ihre Existenz ein immerwährender Aufruf zum belebenden Geist sind und eine starke Wehr zum Schutze der Lebensquelle vor völliger Vermurung und Verschlammung durch das Nur-Physiologische. Auch dafür findet eine Fülle von Belegen, wer aufmerksam Ge-

schichte zu lesen und Leben zu beobachten weiß. Das aber ist ein Segen größer und notwendiger als der eventuelle Kindersegen einer möglichen Priesterehe.

Wer all das ruhig, sachlich, männlich überdenkt — über die Kinderkrankheit des gegenseitigen Anpetzens sind doch Männer hinausgewachsen! Sollen es sein! —, der wird erkennen: Fürwahr *der Zölibat des Volkes getreuer Ekkehard!* Priester des Herrn, *esto ergo talis!* (Schluß folgt.)

Die menschlichen Züge des Alten Testamentes

Von *Dr. Hermann Stieglecker,* St. Florian bei Linz

Einleitung

Das Alte Testament weist neben Werten, die eine unbestreitbare Überlegenheit gegenüber den Kulturwerten der bekannten alten Völker erkennen lassen, Gedanken und Kulturwerte auf, die mit den Gedanken und Kulturen anderwärts in einer Linie stehen, sie in keiner Weise überragen, ja die Höhe dieser Kulturen nicht einmal erreichen. Das Alte Testament trägt göttliche und menschliche Züge, weil es eben ein göttliches und ein menschliches Element in sich vereinigt: das Große und Überragende in ihm ist das göttliche, das Alltägliche und Mangelhafte das menschliche Element.

Das entspricht ganz dem dogmatischen Grundsatz: gratia supponit naturam. Die Gnadeneinwirkung Gottes zerstört die menschliche Natur nicht, sondern läßt sie bestehen, wie sie in ihren Grundzügen ist, sie nimmt auf ihre Eigenart bei Verfolgung ihrer Ziele Bedacht und baut auf ihr auf. Der Grundsatz „gratia supponit naturam" gilt bezüglich des einzelnen Menschen, er gilt aber auch für ein Volk, das Gott durch seine Gnade, in unserem Falle durch die Offenbarungsgnade, in seinen Bann gezogen hat.

Das menschliche Element des Alten Testamentes kommt namentlich in den folgenden drei geschichtlichen Tatsachen zur Geltung:

1. Die Israeliten, die Träger der alttestamentlichen Offenbarung samt ihren über die Menge weit hinausragenden Gestalten, gehören einem *bestimmten Volk,* einer *bestimmten Rasse* an, und ihre völkischen und rassischen Eigenheiten kommen trotz der göttlichen Einwirkung, die sie als Angehörige des Offenbarungsvolkes erfahren, überall und in reichem Maße zur Geltung.

2. Das Offenbarungsvolk steht inmitten der *vorderasiatischen Kulturwelt,* deren Gedankengut uns im Alten Testament Schritt

auf Schritt begegnet, obwohl dieses Volk durch die Einflußnahme der Offenbarung ein Eigenleben erhalten hat, das es aus allen anderen Völkern heraushebt.

3. Das Offenbarungsvolk hat seine *eigene Geschichte* wie andere Völker; diese steht allerdings in besonderer Weise unter göttlicher Leitung; aber sie bewegt sich trotzdem im Rahmen der Geschichte der übrigen Völker und ist so mit ihr verwoben, daß sie aus ihr nicht herausgelöst werden kann, so mit ihr verwoben, daß ein volles Verständnis der Schicksale des Offenbarungsvolkes ohne ständigen Blick hin auf die Geschichte der Nachbarvölker nicht erreicht werden kann.

Diese drei geschichtlichen Tatsachen werden uns im folgenden beschäftigen:

1. Die Kenntnis der völkischen und rassischen Eigenheiten der Israeliten, die sie mit anderen Völkern zum Teil gemeinsam haben, wird uns helfen, die Rolle, die Gott diesem Volke zugedacht hat, besser zu verstehen, besser zu verstehen auch, warum es diese Rolle so und nicht anders gespielt hat. Die Wahrnehmung dieser Eigenarten wird uns auch lehren, ansprechende und nichtansprechende, ja widerliche Charakterzüge der Israeliten richtig zu sehen und zu beurteilen, für manches Unlöbliche auf diesem Boden eine Entschuldigung und ein Wort des Verstehens zu finden.

2. Die vorderasiatische Kulturwelt, in deren Mitte das Offenbarungsvolk steht und deren Einfluß es fortwährend ausgesetzt ist, wird uns lehren, für Vorzüge und Unvollkommenheiten der alttestamentlichen Offenbarung — man denke an Eherecht, Sklavengesetz und Blutrache —, ja auch für Dinge, die wir Neuzeitmenschen als Greuel empfinden — man denke an den Blutbann —, die richtige Schau zu gewinnen, d. h., alle diese Dinge so zu sehen, wie sie der damalige Mensch gesehen hat.

3. Die Darlegung der israelitischen Geschichte im Rahmen der Profangeschichte wird erhärten, daß das, was im Alten Testament als Geschichte gebracht wird, wirklich Geschichte ist; wird uns den Schlüssel für so manche scheinbar schwer verständliche und kaum glaubliche Meldung der Bibel in die Hand geben und uns von ihrer Zuverlässigkeit überzeugen. Das erste, womit wir uns zu beschäftigen haben, ist *Israels Volkstum,* also die völkische Zugehörigkeit der Israeliten.

I. Der Stammvater Abraham

Die Bibel berichtet: die Israeliten stammen von Abraham ab, der in Ur in Chaldäa (im Süden Babyloniens) beheimatet war. Die zunächst folgenden Ausführungen werden sich daher um diese Gestalt gruppieren. Wir werden versuchen, den Rahmen vom

Leben dieses Mannes, wie er im Alten Testament geboten wird, namentlich seinen Aufenthalt in Ur und später in Kanaan von profangeschichtlicher Seite her zu beleuchten und verstehen zu lernen.

Unsere Kenntnisse von Abraham schöpfen wir nur aus der Bibel: *keine einzige profane Urkunde* berichtet von seinem Dasein und seinen Lebensschicksalen. Es wäre aber durchaus verfehlt, aus diesem vollständigen Schweigen der außerbiblischen Quellen auf die Ungeschichtlichkeit der alttestamentlichen Berichte zu schließen. Für dieses Schweigen lassen sich genug Ursachen denken, welche die Geschichtlichkeit des biblischen Berichtes in keiner Weise berühren. Wenn wir uns den Inhalt der Urkunden aus jener fernen Zeit vergegenwärtigen, wird uns dieses Schweigen sofort als eine ganz selbstverständliche Sache erscheinen. Denn bei Abraham fehlt tatsächlich alles das, was auf profaner Seite zur schriftlichen Überlieferung seines Namens und seiner Taten hätte Anlaß geben können; es fehlt alles, was für gewöhnlich Gegenstand einer Urkunde jener Zeit ist. Fragen wir uns einmal: unter welchen Umständen könnten wir erwarten, daß über Abraham ein profanes Schriftstück abgefaßt worden wäre? Dies wäre zunächst einmal denkbar, wenn er ein König gewesen und als solcher in einer der verschiedenen Königslisten jener Zeit verzeichnet wäre, oder wenn er ein königlicher Gründer und Erbauer eines Tempels gewesen wäre und seinen Namen in einer Inschrift verewigt hätte, oder auch wenn er als Thronräuber, als Begründer einer neuen Dynastie, als Schöpfer eines Großreiches seinen Namen unsterblich gemacht hätte. Solche Dinge lesen wir in den Keilschrifttexten. Aber mit all dem hatte Abraham nicht das Geringste zu tun. Auch mit der Bewirtschaftung der ausgedehnten Tempelländereien wird Abraham als Monotheist nichts zu schaffen gehabt haben, so daß sein Name in den Rechnungen und Rechnungsberichten überliefert wäre, die aus jener Zeit auf uns gekommen sind. Es bliebe fast nur noch der Zufall übrig, daß der Patriarch einen Kauf abgeschlossen hätte, und der zweite Zufall, daß sich diese Urkunde auf einer bescheidenen Tontafel in unsere Zeit herübergerettet hätte. Solche Urkunden sind ja tatsächlich viele erhalten, aber wieviele erst sind verloren gegangen! Wenn wir also von Abraham keine außerbiblischen Nachrichten haben, so gibt es darüber gar nichts zu verwundern und die biblischen Berichte verlieren dadurch nichts von ihrem Werte.

A. Abrahams Heimat

1. Bevölkerung

Abrahams Heimat ist *Ur*. Die Stadt lag im südlichsten Teile Babyloniens, südlich vom unteren Euphrat. Soweit wir in der Geschichte zurückzuschauen vermögen, hat seit ältesten Zeiten

in Babylonien jenes Volk gewohnt, das wir *Sumerer* zu nennen pflegen. Aber mitten unter den Sumerern hauste noch ein zweites Volk, das nach Rasse und Sprache ganz anderer Art war, nämlich die *Semiten.* Und wir dürfen getrost hinzufügen: auch noch andere Völker hatten dort ihre Heimstatt, Völker jeglicher Art und Gattung, Völker und Stämme, die unaufhörlich ins sumerische Land einströmten und einsickerten, weil sie von der Fruchtbarkeit des Bodens angelockt wurden.

Wenn man die Bevölkerungsentwicklung des Landes in Betracht zieht, so gewinnt man den Eindruck, daß die Sumerer die relativ ursprünglichen Bewohner des Landes waren und daß die Semiten später kamen und immer wieder in neuen Schüben nachstießen und immer mehr überhand nahmen; zuerst einmal vorübergehend und dann dauernd die Herrschaft an sich rissen und schließlich den politischen sumerischen Einfluß ganz ausschalteten. Es kam endlich soweit, daß das sumerische Volkstum überhaupt verschwand und die sumerische Sprache erlosch. Sie war dann nahezu 2000 Jahre die heilige Sprache, die liturgische Sprache, die Gelehrtensprache, nachdem sie um das Jahr 2000 von der dortigen semitischen Sprache abgelöst worden war. Abraham steht nun am Ende dieser jahrhundertelangen Entwicklung und am Ende des Kampfes zwischen Sumerertum und Semitentum.

2. Älteste Geschichte

Im Jahre 1923 wurde durch den Oxforder Professor *Langdon* eine Keilschrifturkunde veröffentlicht, die berechtigtes Aufsehen erregte. Es ist dies eine sumerisch abgefaßte *Liste der Könige* von Nord- und Südbabylonien. Sie reicht von der ältesten Zeit, vor der Sintflut, bis an die Zeit der Hammurapi-Dynastie und Abraham heran. Ihre Anfänge verlieren sich allerdings im mythischen Dunkel, aber im übrigen enthält sie sehr wertvolle geschichtliche Angaben und Stützen. Vor der Flut führt die Liste mit ihren Paralleltexten acht bis zehn Könige an, die in verschiedenen Städten regierten (die Texte stimmen in der Zahl nicht überein). Die Königsnamen sind durchaus sumerisch. Die Regierungsdauer der einzelnen Herrscher bewegt sich in ungeheuren Zahlen: 28.800, 36.000 Jahre u. dgl. Nach der Flut nehmen die hohen Zahlen rasch ab; sie sinken auf 1200, 800, 126, 36 usw. Als Herrscherzentren führt die Königsliste nach der Flut zunächst die Städte Kisch und Uruk mit ihren zum Teil noch sagenhaften Königen an.

3. Das erste Reich von Ur

Als drittes Reich nach der Flut wird *Ur* genannt. So stünden wir in der Heimatstadt Abrahams und haben hier zum ersten Male in den erwähnten Königslisten sicheren geschichtlichen

Boden unter unseren Füßen. Wir befinden uns ungefähr in der Zeit 2900, 2800, also etwa 700, 800 Jahre vor Abraham. Als erster König dieser ersten Dynastie Ur wird in der Königsliste Messannipadda genannt. Und tatsächlich fand man in der Nähe der Stadt Ur die marmorne Gründungsurkunde eines Tempels, die den Namen Messannipadda, des Königs von Ur, wie es ausdrücklich heißt, trägt. Diese wichtige, aber durchaus nicht einzige Bestätigung der Geschichtlichkeit der Angaben der Königsliste wurde 1922 in Ur bei Ausgrabungen entdeckt, die der Engländer Woolley begonnen hatte. Eine unerhört reiche und üppige Kultur tritt hier zutage. Die Bloßlegung des Königsfriedhofes dieser ersten Dynastie zeigte, daß die Sumerer schon damals den Gewölbebau kannten und daß sie Meister waren in der künstlerischen Herstellung von Waffen und Geräten. Unter anderem hat man die goldene Puderdose der Königin Schubat entdeckt. Diese Dose zeigt noch Spuren aller möglichen Schminken und Salben, mit denen die Königin ihre Augen untermalt hatte. Auch Musikinstrumente wurden gefunden: Harfen mit 11 bis 15 Saiten. Dies setzt jedenfalls eine lange Entwicklung der Kunst voraus. Und aus der reichen Kunstentfaltung, dem Überfluß an Edelmetallen und Edelsteinen, die nur in den Nachbarländern, aber nicht in Babylonien selbst zu finden sind, ferner aus dem teuren, raffinierten Luxus dürfen wir wohl schließen, daß Ur, die Heimat Abrahams, schon damals, 800 Jahre vor der Geburt des Patriarchen, nicht etwa ein Zwergkönigtum war, das kaum über die Gemarkungen der Stadt hinausreichte, wie eines jener dürftigen Stadtkönigtümer, welche die gewöhnliche Staatsform der älteren Zeit waren. Wir haben es hier vielmehr mit einem mächtigen Staate zu tun, der wohl größere Teile Babyloniens in seiner Gewalt hatte. Das ist also das erste uns bekannte Emportauchen der Heimat Abrahams, die sogenannte erste Dynastie von Ur. Sie umschließt fünf Könige, die in der Liste alle mit Namen genannt sind, und zusammen 171 Jahre regierten. Ihr Ende war gleich dem Ende aller dieser Königreiche, wie es in der babylonischen Königsliste in ständiger Wiederholung heißt: „Ur wurde mit der Waffe geschlagen", das heißt: das Reich wird von einer anderen Macht besiegt und unterworfen.

4. Das Ringen um die Vorherrschaft

Das Königtum von Ur, die sogenannte erste Dynastie, ist demnach die erste größere, geschichtlich beglaubigte Staatengründung in Babylonien. Solche größere Staaten, die nicht bloß eine Stadt umfassen, sondern einen kleineren oder größeren Teil von Babylonien, finden wir in der folgenden Zeit immer wieder. Ihr Sitz ist bald in dieser, bald in jener Stadt. Mit anderen Worten: die ganze Zeit von der ersten Ur-Dynastie, also von 2800 bis

Abraham, ist nicht nur ausgefüllt mit Kämpfen der Semiten gegen das Sumerertum, sondern auch mit dem fortwährenden Ringen der verschiedenen Stadtstaaten und Staaten um die Vorherrschaft.

5. Die Turmbauerzählung als Widerhall dieses Ringens

Ein solcher Versuch, eine Vorherrschaft aufzurichten, d. h. ein Königreich zu gründen, das einen größeren Teil des Landes umfaßt, liegt offenbar der biblischen Erzählung vom Turmbau zu Babel im 11. Kapitel der Genesis zugrunde. Alles, was da berichtet wird, deutet unverkennbar auf die Zeit und die Verhältnisse Babyloniens hin, die wir eben kennengelernt haben. Dieser Bibelbericht ist ein wertvoller Ausschnitt aus der staatlichen Entwicklung Babyloniens in der Zeit vor Abraham-Hammurapi. Da heißt es in Vers 2, daß die Menschen, von denen dort die Rede ist, von Osten her aufbrachen. Da haben wir eben eine der vielen Einwanderungen nach Babylonien vor uns, von denen wir vorhin sprachen. Denn, wie bemerkt, strömten nach Babylonien unaufhörlich die verschiedensten Völker und Volkssplitter ein, angelockt von der Fruchtbarkeit des Bodens. Sie kamen, wie es in Vers 2 weiter heißt, in das Land Senaar und siedelten sich hier an.

a) *Der Schauplatz des Ereignisses ist Senaar.* Darunter ist Babylonien zu verstehen, und zwar Nord- und Südbabylonien zusammen. Das Wort entspricht der späteren Wortform Šumer (über Šengir, šemir entstanden aus älterem Kiengin, später kiengir). Hier ließen sie sich nieder und bauten Stadt und Turm. Daß wir uns wirklich in Babylonien befinden, erweist der Turmbau, denn in Babylonien war es üblich, Stufentürme zu bauen. Solche Türme sind hier charakteristisch. Diese Türme sind zugleich mit den Tempelbauten ein Sinnbild der zentralistischen staatlichen Gewalt, die ihre Untertanen, die oft aus verschiedenen Völkern zusammengewürfelt waren, zusammenschweißen wollte. Darauf weist die Stelle Gen 11, 4 hin: wir wollen uns einen Namen machen, damit wir nicht über die ganze Erde hin verstreut werden; wir wollen uns durch Grundlegung eines großen Staates berühmt machen. Der Turm ist eben das äußere Sinnbild dieser einheitlichen Macht. Die Türme hatten auch astronomischen Zwecken zu dienen.

b) Daß sich das Ereignis in Babylonien abgespielt hat, zeigt auch der *Baustoff*, von dem die Rede ist: Sie brannten Ziegel und verwendeten sie als Bausteine und statt des Mörtels bedienten sie sich des Erdpeches (Asphalt) als Bindemittels. Die Ausgrabungen in Babylonien bestätigen, daß wirklich Ziegel als Baumaterial verwendet wurden, und die Stadt, die an der Stelle des alten Ur, der Heimatstadt Abrahams, steht, heißt bezeichnenderweise Muqayyar, d. h. die Geteerte, die Asphaltierte. Der Berichterstatter

der in Gen 11 auftritt, war offenbar ein Nichtbabylonier, weil er mit einer gewissen Umständlichkeit erklärt, daß sie nicht wie in seiner Heimat und anderwärts Steine und Mörtel, sondern Ziegel und Asphalt benützten. Der Ausdruck: „dessen Spitze bis an den Himmel reicht", erinnert an den sumerischen Ausdruck: „die Spitzen von Kian hat er bis zum Himmel erhöht", also wieder babylonischer Boden.

c) Auf Babylon weist vor allem auch der *Name der Stadt*, die sie bauten: *Babel*. Im Akkadischen heißt die Stadt Bab-Ilu, im Sumerischen Ka-Dingir, d. h. Tor Gottes. Ob das der ursprüngliche Sinn des Namens der Stadt ist, ob also wirklich zuammengesetzt aus Bab „Tor" und Ilu „Gott" ist eine andere Frage. Es kann der Name (der akkadische und der sumerische) sehr wohl auf ein Wort aus einer unbekannten Sprache zurückgehen, das dann volksetymologisch umgedeutet und dementsprechend ausgesprochen wurde. Ein alter Name der Stadt ist sumerisch Tin-tir (ki), d. h. Garten des Lebens. Ferner kommt auch der Name Šu-anna vor, d. h. Hand des Himmels. Das griechische Babylon ist Bab-ilāni, also „Tor der Götter" (ilāni = Plural von ilu). Das Wort Babel erinnerte den semitischen Erzähler an sein eigenes Wort balal, das „verwirren" bedeutet. Darum erklärt er das Wort als „Verwirrung". Denn der primitive Mensch findet es äußerst schwer, von einer Ideenassoziation, die durch ein Wort seiner Muttersprache veranlaßt ist, loszukommen.

d) Die hier erzählte *Sprachverwirrung* ist nicht die einzige und auch nicht die erste. Die Sprachverschiedenheit ist ja durch die Tatsache bedingt, daß der Mensch, zum Unterschiede vom Tier, ein denkendes Wesen ist. Jeder Mensch schafft sich seine Sprache selbst und eigentlich müßte es soviele Sprachen als Menschen geben. Und irgendwie ist dies auch tatsächlich der Fall. Das Zusammenleben bewirkt den Ausgleich der Sprachen, und je loser dieses Zusammenleben ist, desto unvollkommener ist dieser Ausgleich, also die Spracheinheit. Das Problem lautet also nicht: Woher kommen die vielen Sprachen?, sondern woher kommt es, daß es viel weniger Sprachen als Menschen gibt, obwohl sich jeder Mensch seine eigene Sprache bildet? Tatsächlich ist auch der Sprachausgleich selbst dort, wo eine reine Sprachgemeinschaft vorliegt — sagen wir in einem abgeschlossenen Gebirgsdorf —, immer nur unvollkommen: es spricht ja auch dort kein Mensch genau wie der andere, wie ja auch die Gesichter, selbst in Gegenden, die dem Blute nach ganz ungemischt sind, Verschiedenheiten aufweisen so zwar, daß kein Gesicht dem anderen vollkommen gleich ist: hier ist der persönlich schöpferische Geist am Werk, der dem Tiere fehlt, weshalb das Tier in allen Lebensäußerungen und Gestaltungen durchaus einförmig ist gegenüber der Mannigfaltigkeit des Menschen.

So werden sich verschiedene Sprachen sicherlich schon in der Zeit von Adam bis Noë herausgebildet haben unter den Nachkommen des Noë und unter denen, die möglicherweise mit der Sintflut nicht in Berührung kamen, bis auf die Ereignisse im Kapitel 11 der Genesis.

In Vers 1 heißt es: Das ganze Land sprach eine einzige Sprache. Das Eingreifen Gottes, das die Sprachenverwirrung herbeiführte, haben wir uns im biblischen Sinne zu denken. Herbeigeführt wurde sie durch natürliche Ursachen. Diese mittelbaren Ursachen werden aber nach biblischer Art übergangen und dafür Gott als Ursache aller Ursachen angeführt. Wenn jemand der Schlag traf, sagte man: Gott hat ihn geschlagen. Diese Betrachtungsweise, welche alle Mittelursachen ausschließt und nur eine einzige Ursache kennt, nämlich Gott, ist nicht bloß biblisch und nicht bloß semitisch, sondern überhaupt die Betrachtungsart der Völker, die eine gewisse Stufe der geistigen Entwicklung erreicht haben. Bezeichnenderweise kennt auch die islamitische Theologie alter Prägung keine Mittelursache. In ihren Augen sind auch menschliche Handlungen in Wahrheit keine menschlichen Handlungen, sondern Handlungen, die auf Gott selbst unmittelbar zurückgehen. Erst später gelangte der Mensch zum Begriffe der Mittelursachen.

Natürliche Ursachen lassen sich verschiedene denken: Nach Senaar strömten immer mehr Angehörige verschiedener Völker ein, so daß es der Regierung trotz aller Mittel nicht gelang, diese Völker zu einer sprachlichen Einheit zu verschmelzen. Solange diese Leute noch in geringer Zahl waren, versuchten sie, die Sprache des Landes zu sprechen. Als sie aber mehr wurden, fühlten sie sich stark genug, ihre eigene Sprache durchzusetzen. So wurde die Einheit des Staates immer mehr gelockert, und das wirkte sich selbstverständlich auch bei der Aufführung dieser Baulichkeiten der Stadt und des Turmes aus, durch welche die einheitliche staatliche Macht symbolisiert werden sollte. Die Fremden aller Art wurden immer zahlreicher, und so wurde die gegenseitige Verständigung immer schwieriger. Und der böse Wille dieser vielfach zum Bauen Gezwungenen tat sein Übriges, bis schließlich das stolze Werk aufgegeben werden mußte. Das Mißlingen dieses Werkes wird in der Bibel als Strafe dargestellt. Und das mit Recht. Ein unbändiger, gottwidriger Stolz hatte sie zu diesem Werke angetrieben und grausame Rücksichtslosigkeit den Arbeitenden das Werkzeug in die Hand gedrückt. Man kann sich ausmalen, welche Unmenschlichkeiten dabei geschahen. Das alles forderte die göttliche Strafgerechtigkeit heraus, und so ließ Gott den Dingen ihren freien Lauf: er ließ die in der Veranstaltung des Werkes liegenden Ursachen wirken, die zum Zusammenbruch treiben mußten.

Um den geschichtlichen Sinn des Turmbaues hervorzuheben, sei noch einmal betont: wir haben in dieser Erzählung einen der vielen Versuche vor uns, ein größeres Herrschaftszentrum zu gründen; dieses Bestreben ist ja für die babylonische Geschichte vor Abraham-Hammurapi charakteristisch. Nur wird in der Bibel dieses Ereignis nicht von der politischen oder von der nationalen Seite her beleuchtet, sondern von der religiös-sittlichen.

6. Die ersten zwei Großreiche

Um 2660 beginnt ein neuer Abschnitt der babylonischen Geschichte. Wir treffen jetzt das erste wirkliche Großreich, das sich nicht nur über Teile von Babylonien oder über ganz Babylonien erstreckte, sondern darüber hinaus über einen großen Teil von Vorderasien. Der Begründer dieses Reiches ist *Lugalzaggisi*. Er ist Sumerer und hatte seinen Sitz in *Uruk,* das von Ur weg euphrataufwärts liegt. Heute heißt der Ort Warka, und in der Bibel heißt die Stadt Erech (Gen 10, 10). Von diesem Lugalzaggisi stammt die älteste Königsinschrift, die uns bis jetzt bekannt ist. Darin sagt er nach Angabe seiner zahllosen stolzen Titel, daß er vom unteren Meere, das ist vom Persischen Golf, dem Euphrat und Tigris entlang bis zum oberen Meer, nämlich zum Mittelländischen, gezogen sei. Sein Reich reichte also offenbar von der Mündung des Euphrat und Tigris bis zum Mittelmeere. Man kann sich denken, welche Großtat dies in den Augen der damaligen Zeit gewesen sein muß. Ob das in Wahrheit das erste Großreich war oder ob nicht längst vor ihm ein sumerisches Großreich bestand, das wissen wir nicht.

Das Reich bestand allerdings nicht lange, nur 25 Jahre. Der Sumerer Lugalzaggisi fand einen Stärkeren, und das war der berühmte *Sargon I.* Dieser begründete das zweite uns bekannte Großreich auf babylonischem Boden. Es hatte seinen Sitz in *Agade,* das weit nordwärts von Ur und Uruk liegt: dort, wo sich Euphrat und Tigris am meisten nähern. Von der Hauptstadt Agade hat das ganze nördliche Babylonien den Namen Akkad, und ebenso wird die semitische Sprache Mesopotamiens, das Babylonisch-Assyrische, akkadisch genannt. Sargon I. ist bewußter Semit und Vorkämpfer des Semitentums. Er besiegt den Sumererkönig Lugalzaggisi von Uruk und beherrscht schließlich ein Reich, das noch größer ist als das Reich Lugalzaggisis. Es scheint sich sogar auf die Insel Zypern erstreckt zu haben. Sargon I. ist wegen seiner einzigartigen Erfolge wie ein Karl der Große zur Sagenfigur geworden. Sein Reich besteht bis etwa 2450. Dann wechseln wieder verschiedene Dynastien bis etwa 2300. Unter diesen ist auch eine sonst unbekannte zweite Urdynastie.

7. *Das dritte Reich von Ur — Elamitereinfälle*

Von etwa 2300 an haben wir in der Heimat Abrahams eine dritte Dynastie, die sogenannte dritte Urdynastie. Sie reichte bis ungefähr 2187. Sie war die letzte bedeutende Kraftanstrengung des untertauchenden Sumerertums. Der erste König dieser sumerischen Dynastie hat eine großartige Zikkurat, einen Tempelturm, erbaut. Der Bau ist an seiner Grundfläche 62 m lang und 43 m breit und ragt in drei Stockwerken empor. Er besteht aus gebrannten und ungebrannten Ziegeln. Man meint, daß einzelne Teile noch aus der ersten Ur-Dynastie, aus der Zeit von 2800, stammen. Da hätten wir also ein Seitenstück zum biblischen Turmbau. Dieses Ur-Reich hatte eine bedeutende Ausdehnung: es umfaßte sogar Gebiete östlich vom unteren Tigris. Aber es kam das Ende, nicht bloß für das sumerische Reich, sondern für das Sumerertum überhaupt. Wir stehen etwa in der Zeit um 2200, nahe der Zeit Tarehs und seines Sohnes Abraham. Das Reich der dritten Ur-Dynastie findet sein Ende durch die *Elamiter*. Die sind ein nichtsemitisches, höchstwahrscheinlich kaukasisches Volk, das jetzt zum erstenmal in der Geschichte auftaucht und in der Folgezeit etwa 1400 Jahre hindurch eine wechselvolle Rolle spielt. Ihr Land liegt östlich von Babylonien und hatte Susa zur Hauptstadt. Diese Elamiter fallen 2187 in Ur ein, und der letzte König von Ur muß als gefesselter Gefangener nach Elam wandern. Sie setzten sich aber nach ihrem Siege in Ur nicht dauernd fest, sondern begnügten sich, wie es scheint, mit dem Sturz der Dynastie. Das war das Ende des Sumerertums; ein großer Markstein in der Geschichte Babyloniens.

Nach dem Einfall und Abzug der Elamiter rangen in Babylonien *semitische* Dynastien um die Vorherrschaft: es waren das namentlich die Herrschaftszentren Larsa und Isin, beide in Südbabylonien nordwestlich von Ur. Etwa um 2000 haben wir einen zweiten Elamitereinfall in Babylonien. Der Elamiterkönig Kudur-Mabug überfällt die genannte Stadt Larsa, stürzt das semitische Königtum und setzt dafür seinen Sohn Warad-Sin (d. h. Diener des Mondgottes) auf den Thron. Der Nachfolger dieses Warad-Sin, Rim-Sin, erweitert seine Macht und gewinnt Isin erobernd dazu. Diese Herrscher Warad-Sin und Rim-Sin sind sozusagen eine Sekundogenitur der eigentlichen Herrscher von Elam und Vasallen des Königs von Elam, also des Kudur-Mabug und seiner Nachfolger. Aus Quellen geht hervor, daß sich Elams Macht über weite Gebiete Vorderasiens erstreckte. Denn in einer Urkunde wird der König von Elam als Beherrscher von Syrien und der Gebiete bis zum Mittelländischen Meer bezeichnet. Diese wichtige Tatsache sei hier vermerkt. Wir werden uns mit ihr in Verbindung mit einem Kapitel der Genesis bald beschäftigen müssen.

8. Die Amuriter, Hammurapi

a) Wir kommen zur *Schaffung der Staatseinheit.* Neben den Elamitern, deren Vorherrschaft übrigens nur eine kurze Periode darstellt, kommt nun eine andere Macht empor; es sind das die Könige von *Babel,* die erste babylonische Dynastie. Ihre Herrscher gehören dem semitischen Stamme der *Amuriter* an. Der Name Amuriter ist uns aus der Bibel bekannt; sie werden da als Bewohner von Palästina bezeichnet, und hatten vor der Landnahme im Ostjordanland zwei größere Reiche: das Reich des Og von Basan und das Reich des Sehon von Hesebon. Dieser Amuriterstamm hat vielleicht einmal eine bedeutendere Rolle gespielt, als uns bis jetzt zu erkennen möglich ist. Jedenfalls hatten sie ein viel weiteres Gebiet inne als das eben bezeichnete, denn die Keilschriften nennen im dritten Jahrtausend das ganze Westgebiet, das heißt von Babylonien aus gesehen: Syrien, Phönikien und Palästina, das Land Amurru = Amuriterland. Diese Amurru, die biblischen Amorriter, gehören eben auch zu jenen semitischen Stämmen, die im Laufe der Jahrhunderte in Babylonien einwanderten. Ein Teil von ihnen ließ sich, als es mit dem Sumerertum zu Ende ging, um 2050 im Zweistromland nieder, bemächtigte sich der Stadt Babel und begründete dort ein Reich. Man nennt diese erste babylonische Dynastie, diese Amuriterdynastie, nach ihrem berühmtesten Herrscher auch Hammurapi-Dynastie. Zunächst treffen wir diese Amuriter-Dynastie in Babel als Vasallen der Könige von Elam. Auf diese Tatsache werden wir später noch hinweisen müssen. So kämpft der Vater Hammurapis, Sin-Muballit, als Vasall an der Seite des elamischen Königs, und Hammurapi selbst ist in den ersten Jahren seiner Regierung dem Elamiter untertan. Auch auf diese Tatsache werden wir noch zurückkommen. Doch schließlich gelang es Hammurapi, das Joch abzuschütteln: er besiegte Elam und wurde Herrscher ganz Babyloniens.

Über *Hammurapi,* den Zeitgenossen Abrahams, zu sprechen, wäre wohl eine Aufgabe für sich. Es sei hier nur das Wichtigste angedeutet. Hammurapi, der Begründer der babylonischen Großmacht, ist in vielfacher Hinsicht eine der größten Herrschergestalten überhaupt. Die eine Großtat ist die, daß er Babylonien zu einer festgefügten staatlichen Einheit gestaltete. Das war hier ganz besonders schwierig, denn das Land war in Wahrheit nie ein zusammenhängendes Kulturgebiet, sondern bestand aus vielen Kulturoasen, die ihre religiösen, wirtschaftlichen, sprachlichen und politischen Eigenheiten entfalteten, und wohl wenig geneigt waren, sie aufzugeben. Dazu kam, daß im Süden noch immer Sumerer lebten, die wohl wußten, daß Gesittung, Kultur und Wirtschaft ihre Schöpfung sei, und deshalb mit Verachtung auf die neuen

Herren des Landes herabsahen und immer noch auf das Neu-Erstehen des alten sumerischen Glanzes hofften. Trotz dieser ungewöhnlichen Schwierigkeiten hat Hammurapi sein großes Ziel erreicht. Von seinem klaren Blick für die Wirklichkeit zeugt auch die Tatsache, daß er die im Lande heimische babylonische Sprache zur Staatssprache machte und nicht seine und seines Stammes Muttersprache, nämlich das Amuritische. Er ist also hier als kluger Staatsmann einer ganz großen Schwierigkeit bewußt aus dem Wege gegangen. Um das Rückgrat des Reiches zu stärken, siedelte er überall verstreut im Lande mitten unter der einheimischen Bevölkerung seine verläßlichen Krieger an. Diese hatten vom König ein Landstück als Lehen, waren aber dafür verpflichtet, im gegebenen Falle Kriegsdienst zu leisten. Hammurapi legte Straßen an und führte einen Postverkehr ein. Dadurch konnten die königlichen Erlässe in kurzer Zeit überallhin gebracht werden. Den Postverkehr erfanden also nicht die Perser, denn man kannte ihn schon in Babel um 2000 v. Chr.

b) Was Hammurapi besonders berühmt macht, ist bekanntlich sein *Gesetz-Kodex*. Es gibt wohl kaum einen archäologischen Fund, der soviel Aufsehen gemacht und uns so viele wertvolle Kenntnisse zugeführt hat, wie die Entdeckung jenes Steines, auf welchem Hammurapi, vor nahezu 4000 Jahren, sein Gesetz hat einmeißeln lassen. Gefunden wurde der Stein in Susa im Jahre 1901. Er stand ursprünglich in der Stadt Sippar in Babylonien, wurde aber vom Elamiterkönig Schutruk-Nachunte unter der Regierung des babylonischen Königs Nebukadnezar I. um 1140 nach Elam geschleppt.

Das Gesetz enthält 282 Paragraphen, die ziemlich alle mit dem Vorderteil eines Bedingungssatzes beginnen: „Wenn jemand . . .“ Wir haben eben nicht ein Rechtswerk vor uns, das nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten geordnet ist, sondern eine Zusammenstellung von Einzelfällen, die dann Richtlinien für ähnliche Fälle bilden. Die ersten fünf Paragraphen kann man als Prozeßordnung bezeichnen. Dann folgt das Eigentumsrecht, das Lehenswesen, dann landwirtschaftliche Rechtsfälle, dann vier Paragraphen über die Schenkwirtin und dann das Pfandrecht. Die §§ 127 bis 193 handeln über das Ehe- und Familienrecht, die §§ 194 bis 277 könnte man unter dem Titel Taxen und Strafen zusammenfassen und die §§ 278 bis 282 bringen das Sklavenrecht oder vielmehr das Recht der Sklavenbesitzer, das zum Teil schon in den Paragraphen über das Eigentum behandelt worden ist.

Der Kodex wurde von Hammurapi selbstverständlich nicht neu geschaffen, sondern der König hat bereits vorhandene Rechtsübungen in dieser Sammlung vereinigt und sanktioniert. Dieser Kodex ist für das Verständnis der Gedankenwelt des Alten Testa-

mentes von unschätzbarem Werte. So zeigt sich z. B. Abraham in seiner Ehepraxis durchaus als Babylonier; er hat eben diese rechtlichen Anschauungen, ob sie damals in Babylonien schon kodifiziert waren oder nicht, aus seiner Heimat mitgebracht, und auch das mosaische Gesetz selbst geht auf weite Strecken Hand in Hand mit dem babylonischen.

9. Wie ist der Aufenthalt Abrahams in Ur zu beurteilen?

Damit sind wir in das Zeitalter Abrahams eingetreten. Es ist das die Wende, da das alte Sumerertum als politische Macht für immer ausgeschaltet wird und das Semitentum darangeht, auf den Trümmern der sumerischen Reiche und fast durchwegs mit sumerischen Bausteinen ein semitisches Reich und eine semitische Kultur zu schaffen. Das ist also die Welt, in die uns die Bibel hineinführt, wenn sie uns in Kapitel 11 der Genesis vom Turmbau in Babel und weiter von Thare und Abraham als Bewohnern der Stadt Ur erzählt. Im Lichte der eben dargelegten staatlichen und völkischen Gestaltung in Babylonien im weiteren und in Ur im engeren Sinne erscheint der biblische Bericht durchaus unanfechtbar.

1. Die Vorfahren Abrahams gehörten eben auch zu jenen *Semiten,* vielleicht zu jenen semitischen Beduinenstämmen, die, wie viele andere angelockt vom Reichtum Babyloniens, friedlich oder mit Gewalt in das Land eindrangen und hier eine neue Heimat suchten, die ihnen mehr Genuß bot als die karge Wüste.

2. Der von der Bibel festgestellte Aufenthalt des Semiten Abraham und seiner Vorfahren im sumerischen Kulturzentrum *Ur* und sein Wegzug bilden einen Ausschnitt aus der großen Entwicklung, die sich dort Jahrhunderte hinzog: aus dem blutigen und unblutigen Ringen zwischen Semiten- und Sumerertum.

3. Vom Vorhandensein semitischer Bevölkerungsteile in Ur legt auch der Umstand Zeugnis ab, daß die letzten Könige der letzten sumerischen Macht, des Reiches Ur III, bereits *semitische Namen* tragen. Also müssen die Semiten damals schon sehr überhand genommen haben.

Wir dürfen eben nicht vergessen, daß wir in der Zeit Abrahams *am Ende des Sumerertums* stehen: die sumerischen Dynastien sind verschwunden, und an ihre Stelle sind semitische Dynastien getreten. Unter diesen Umständen kann das semitische Volkstum und der semitische Name des Patriarchen, obwohl er im sumerischen Ur wohnte, nicht befremden. Wenn wir den Namen *Abram* als hebräisch oder aramäisch betrachten, bedeutet er „erhabener Vater", fassen wir ihn akkadisch, so hat er den Sinn „geliebter Vater". Der Name war den semitischen Babyloniern nicht fremd. In der Gegend der Stadt Babel wurde z. B. ein Name „Abaram" gefunden, dessen Träger ungefähr zur Zeit Abrahams gelebt hat.

Wir haben also bis jetzt aus der politischen und völkischen Gestaltung Südmesopotamiens folgende Erkenntnis gewonnen: Die Meldung der Hl. Schrift, daß sich um die Wende des dritten und zweiten Jahrtausends im alten sumerischen Kulturzentrum die semitische Familie des Abraham aufgehalten habe, fügt sich ohne Anstoß in das Bild ein, das uns die Urkunden jener Zeit erkennen lassen; diese zeigen ja, daß die Semiten seit Jahrhunderten neben den Sumerern das zweite Bevölkerungselement in Babylonien und auch in Ur selbst waren.

B. Abraham in Palästina

Wir werden hier zwei geschichtliche Tatsachen besprechen, die uns befähigen, uns in der Umwelt zurechtzufinden, in die uns die biblische Abrahamgeschichte in Palästina einführt.

Die eine ist das Vorhandensein von Hethitern in Palästina zur Zeit des Patriarchen und die andere ist der Kriegszug der Euphratkönige, der im 14. Kapitel der Genesis geschildert wird.

1. Die Hethiter in Palästina

Die Hethiter in Palästina werden in der Bibel Hitti genannt. Die jetzige hebräische Form des Namens läßt lautgeschichtlich eine ältere Namensform Chatti vermuten. Und tatsächlich wird dieses Volk von den Assyrern Hatti genannt. Also haben wir hier wieder einen Beweis für die Verläßlichkeit der biblischen Überlieferung. Bis in die jüngere Vergangenheit hat niemand geahnt, daß sich hinter dieser Bezeichnung der Bibel eines der mächtigsten Völker Vorderasiens verbirgt, eines von den Großreichen der damaligen Zeit neben Assyrien, Babylonien, Mitanni und Ägypten. Die biblische Meldung war Jahrhunderte hindurch die einzige Nachricht von diesem zum Teil heute noch rätselhaften Volke. Nach Ausweis ihrer Sprache waren sie Indogermanen. Somit ist ihr Staat das älteste uns zugängliche Indogermanenreich. Es hatte seinen Sitz in Kleinasien. Seine Geschichte und Kultur wurde in den letzten Jahrzehnten in Bogazköj im Halysbogen zutage gefördert. Eine große Zahl von Keilinschriften in hethitischer Sprache haben uns in eine völlig neue Welt hineingeführt.

Wir wissen heute auch, daß es ein älteres und ein jüngeres Chattireich gab; das ältere bestand etwa von 2000 bis ungefähr 1650. Bemerkenswert ist sein Drang, sich über den Taurus hinaus auszudehnen und nach Osten Raum zu gewinnen. König Mursilis I. eroberte Aleppo und unternahm einen Zug nach Babel (etwa um 1760). Die Folge davon war der Sturz der Hammurapi-Dynastie und eine völlige Neugestaltung der Verhältnisse in Babylonien. Nach dem Jahre 1650 erfahren wir über das Chattireich lange nichts. Erst um 1450 taucht es wieder aus dem Dunkel empor. Wir finden es zu dieser Zeit im schweren Kampfe gegen das

Nachbarreich Mitanni, das sich zwischen dem oberen Euphrat und Tigris ausbreitete, aber zu Zeiten eine viel größere Ausdehnung hatte. Allmählich gewinnt das jüngere Chattireich über Mitanni die Oberhand. Nun tritt es zum Kampf gegen Ägypten um die Vorherrschaft in Syrien an. Diese langen Kämpfe wurden hauptsächlich im Gebiete des Orontes unter den ägyptischen Königen Sethos I. (um 1300) und Ramses II. (1292—1225) ausgefochten und blieben eigentlich unentschieden.

Das Ende der Kämpfe war ein Vertragsfrieden vom Jahre 1272. Er wurde in 18 Paragraphen festgelegt, die, wie eine ägyptische Inschrift sagt, auf einer silbernen Tafel eingraviert waren. Dieser Friedensvertrag zwischen Ramses II. und König Chattusilis III. von Hatti ist, soweit bekannt, die älteste Urkunde eines internationalen Vertrages. Die Einleitung der Friedensurkunde lautet (zitiert nach Breasted-Ranke „Geschichte Ägyptens", 1910, S. 339): „Der Vertrag, den der große Fürst von Chatti, der mächtige Chattusil, der Enkel Suppiluliumas', des mächtigen, großen Fürsten von Chatti, auf einer silbernen Tafel machte für Ramses, den mächtigen, großen Herrscher von Ägypten, den Sohn Sethos', des mächtigen, großen Herrschers von Ägypten, der gute Vertrag des Friedens und der Brüderschaft, welcher Frieden zwischen ihnen stiftet für ewige Zeiten." Dann wird auf die früheren Beziehungen zwischen Chatti und Ägypten hingewiesen, und es folgen hierauf die einzelnen Paragraphen, die fast klingen, als wenn sie aus dem 19. Jahrhundert stammten. Die wichtigsten davon sind:

1. Beide Herrscher verzichten auf gegenseitige Eroberungen.
2. Es wird ein Defensivbündnis geschlossen mit der Verpflichtung, daß einer dem anderen beistehe, wenn er von einer dritten Macht angegriffen wird.
3. Politische Flüchtlinge sind auszuliefern, doch sollen sie menschlich behandelt werden.

Zwei Abschriften des Vertrages sind auf den Mauern von Tempeln in Theben erhalten geblieben, und auch in Bogazköj, der Hauptstadt des Chattireiches, hat sich ein Exemplar gefunden. 13 Jahre später erschien der Chattikönig Chattusil in Ägypten, um die Hochzeit seiner Tochter mit dem Pharao zu feiern. Der Friedensschluß war glänzend, aber auch der letzte Glanz. Denn nunmehr kam für Ägypten und Chatti der Abstieg: um 1200 treten beide Staaten von der großen Weltbühne ab und die Assyrer übernehmen die führende Rolle. Sargon II. von Assyrien macht 717 dem letzten Reste des Hethiterreiches um Karkemisch herum ein Ende, und Assarhaddon erobert um 673 das altersmüde Ägypten. Das also und noch viel anderes steckt hinter dem scheinbar harmlosen Wort Hethiter, das uns in der Abrahamgeschichte entgegentritt.

Zur apologetischen Seite der Sache folgendes: Man hat früher die Meldung der Bibel, daß zur Zeit Abrahams Hethiter in Palästina waren, für unglaubwürdig gehalten. Heute aber, da wir die ungeahnte Bedeutung dieses Volkes kennen, wird an der Richtigkeit der biblischen Meldung wohl niemand mehr zweifeln. Und so steht der Erzählung des Genesiskapitels 23 nichts mehr im Wege, wenn es berichtet, daß Abraham mit dem Hethiter Ephron über den Kauf einer Grabstätte verhandelte. Es ist vielmehr ein hochbedeutsames Stück von großem kulturgeschichtlichem Wert, und es gibt wohl kaum einen Text aus der alten außerbiblischen vorderasiatischen Welt, der uns einen so lebensnahen Einblick in das Leben und die Lebensformen dieser uralten Zeit gewährte wie gerade dieses 23. Kapitel der Genesis. Und noch etwas: es ist dies das erste geschichtlich erfaßbare Zusammentreffen von Semiten und Indogermanen.

2. *Der Zug der Euphratkönige (Gen 14)*

Das 14. Kapitel der Genesis berichtet von einem Kriegszug von Euphratkönigen gegen ostjordanische Völker. Man hat früher den geschichtlichen Wert dieser Erzählung aus dem Grunde geleugnet, weil man meinte, in so alter Zeit könne von einem Vordringen der Euphratvölker bis nach Palästina keine Rede sein. Heute wissen wir aber, daß dieser Bericht des 14. Genesiskapitels durchaus nichts Unmögliches enthält. Denn wie früher dargelegt, haben ja schon um 2660 und 2630 der Sumerer Lugalzaggisi und der Semit Sargon I. ihre Herrschaft bis ans Mittelmeer und darüber hinaus ausgedehnt. Es sind vier Könige, die nach dem biblischen Bericht gegen die Völker östlich von Jordan, am Toten Meere und südwärts davon, ins Feld ziehen. An erster Stelle wird in Vers 9 *Kedorlaomer,* der König von *Elam* genannt. Ein König von Elam mit diesem Namen läßt sich allerdings bis jetzt nicht nachweisen. Aber gerade dieser Name und seine Verbindung mit Elam ist ein schlagender Beweis, daß wir uns im 14. Kapitel der Genesis durchaus auf historischem Boden befinden, denn Kedor oder Kudur ist ein sehr häufiger Bestandteil von elamischen Eigennamen. So gibt es einen schon genannten Kudur-Mabug und einen Kudur-Nachunti. Und der zweite Teil des Königsnamens Lagamar oder Laomer ist der Name einer elamitischen Göttin. Ob nun dieser genannte Kudur-Lagamar dieselbe Persönlichkeit ist wie der geschichtlich bezeugte Kudur-Mabug, oder ob tatsächlich ein Kudur-Lagamar existierte, der aber zufällig inschriftlich nicht belegt ist, das steht nicht fest. Eines aber ist sicher: wir haben einen echt elamischen Namen vor uns.

Der Elamiterkönig Kudur-Lagamar erscheint als das Haupt der Koalition, denn in Vers 4 heißt es: „Zwölf Jahre waren sie dem Kedorlaomer untertan, aber im dreizehnten fielen sie ab." Kedorlaomer erscheint also mit den drei anderen Königen, sei-

nen Vasallen, um die Abgefallenen wieder zum Gehorsam zu zwingen. Die Nachricht der Bibel, daß Elam über diese Gebiete herrschte, wird durch eine sumerische Inschrift Kudur-Mabugs bestätigt, in der dieser als Vater des Westlandes, d. h. als Beherrscher von Syrien und Palästina, bezeichnet wird. Von einem Kriegszug gegen diese Gebiete meldet allerdings keine Urkunde. Allein, daß unterworfene Völker in den nächsten Jahren wieder abfielen und so neu erobert werden mußten, das ist in der ganzen altmorgenländischen Geschichte etwas so Selbstverständliches wie die Tatsache, daß auf den Sommer der Herbst und auf den Herbst der Winter folgt.

An zweiter Stelle wird in Vers 9 *Tidghal,* der König der *Goyim,* genannt. Nach Ausweis der hebräischen Schreibung müßte der Name ursprünglich etwa Tadghal gelautet haben. Man zweifelt nicht, daß dieser Tadghal dem hethitischen Namen Tudhalias gleichzusetzen ist (das ist nur die indogermanische S-Nominativ-Endung, der Wortkörper ist Tudhal). Hethiterkönige mit dem Namen Tudhalias gab es nicht weniger als vier. Und vielleicht gibt es noch andere, von denen wir nichts wissen. Einen Tudhalias finden wir am Anfang der hethitischen Geschichte. Es steht gar nichts der Annahme entgegen, daß ein hethitischer König mit dem häufigen Namen Tudhalias ein Zeitgenosse des Königs Kedorlaomer — Kudur-Lagamar von Elam gewesen ist. Nur wird man sich vielleicht wundern, daß das Königreich Chatti im Abhängigkeitsverhältnis zum weitentfernten Elam stand. Ich sage darauf: unsere geschichtlichen Kenntnisse dieser Zeit sind viel zu schütter, als daß wir die Unmöglichkeit eines solchen Verhältnisses behaupten könnten. Es sei nur auf eines aufmerksam gemacht. In der Nähe von Kültepe, also mitten in Kleinasien, hat man einen ganz überraschenden Fund gemacht: es wurden in Form von Keilinschrifttafeln die Archive der assyrischen Kaufleute, die also bis hieher, bis Mittelkleinasien, ihren Handel ausdehnten, gefunden. Diese Urkunden stammen ungefähr aus 2000. Man vermutet mit Recht, daß schon vor den Assyrern ihre Lehrmeister, die Babylonier, diesen Verkehr mit Mittelkleinasien unterhielten. Wenn also die Euphratländer in schon so früher Zeit wenigstens wirtschaftlich ihre schwere Hand auf Mittelkleinasien gelegt hatten, dann gibt es nichts zu wundern, wenn in Mittelkleinasien das Hethitervolk das eine oder andere Mal auch politisch von einer solchen Euphratmacht abhängig war. So verstünde sich auch die Meldung der Bibel, daß ein hethitischer König im Vasallenverhältnis zu Elam gestanden ist. Etwas fraglich ist der Ausdruck „Melech goyim". Soll das wirklich „König der Völker" heißen, vielleicht mit Rücksicht darauf, daß im Hethiterreich eine größere Anzahl von Völkern wohnte? Oder steckt ein Eigenname dahinter, den wir nicht kennen?

Als dritter König wird Gen 14, 9 *Amraphel* genannt. Darunter wird allgemein der berühmte Hammurapi verstanden. Er wird als König von *Schin'ar,* also von Babylonien, bezeichnet. Das war er zwar zu dieser Zeit noch nicht, aber der Titel ist vorausgenommen, wohl schon deshalb, weil er bald darauf das babylonische Großreich gründete und in der Folgezeit als „König von Babylonien" in aller Munde war. Seiner überragenden Bedeutung ist es auch zuzuschreiben, daß er im ersten Verse an erster Stelle genannt wird und daß nach ihm die Zeit angegeben wird: „Es war in den Tagen des Amraphel, des Königs von Schin'ar . . ." Daß nach Ausweis der Profangeschichte Hammurapi vorerst Vasall von Elam ist, haben wir schon dargetan.

Als vierter König wird in Vers 9 *Aryokh,* König von *Ellasar,* genannt. Mit dem Namen dieses Mannes hat man seine liebe Not. Man meint, daß dieses Aryokh die Umschreibung des sumerischen Eri Aku sei. Dieses Eri Aku sei sumerische Entsprechung von Warad-Sin oder Rim-Sin, die, wie schon gesagt, nacheinander Könige von Larsa waren. Wir tun gut, diese Namensfrage vorläufig offen zu lassen. Aber ob der Name so oder so lautet, jedenfalls paßt diese Persönlichkeit durchaus in die Umgebung hinein, denn wir wissen aus Profanmeldungen, daß es um diese Zeit ein Königtum Larsa gab und daß dieses dem König von Elam untertan war. Und beides geht auch aus dem biblischen Berichte klar hervor.

Einen klaren Beweis für die Altertümlichkeit und Echtheit dieser Erzählung sieht man mit Recht auch darin, daß in ihr eine Reihe von Namen vorkommen, die einer früheren Zeit angehören und zur Zeit, da diese Erzählung in den Pentateuch aufgenommen wurde, also etwa zur Zeit des Moses, nicht mehr verständlich waren; deshalb hat der Verfasser den neueren, allen bekannten Namen hinzugefügt. So z. B. lesen wir in Vers 2: „König von Belac, das ist (das heutige) Soar", oder in Vers 3: „nach dem Tale Siddim, das ist (das heutige) Yam hammelach", d. h. Salzmeer.

In Gen 14 haben wir offenbar eine Urkunde vor uns, die möglicherweise Abraham selbst ob der Denkwürdigkeit des Ereignisses verfaßt hat. Wir können es nicht für unmöglich halten, daß der Patriarch dazu imstande war, da wir doch wissen, daß er aus dem größten Kulturzentrum der damaligen vorderasiatischen Welt, aus Babylonien, gekommen war. Daß man eine solche Urkunde sorgsam bewahrte, daß sie manche Familienmitglieder sogar auswendig gekonnt haben, ist angesichts des Familiensinnes und der Gedächtniskraft dieser Menschen nicht verwunderlich.

(Fortsetzung folgt.)

Das Te Deum als Denkmal einer Zeitenwende

Von *Dr. Dr. Karl Eder*, Linz a. d. D.

Einleitung

Zwischen dem Altertum und dem Mittelalter läuft eine Grenzzone, etwa von 400 bis 600. Sie ist gekennzeichnet durch das allmähliche Absterben der antiken Kultur, durch die Durchdringung der Völker mit dem Christentum, durch den Eintritt der jungen Germanenstämme in die Weltgeschichte und durch die Verlagerung des Schauplatzes der Geschichte von den Mittelmeerländern nach Mitteleuropa. Es ist nicht ganz einfach, eine solche Grenzzone annähernd richtig darzustellen, denn Altes vermengt sich mit Jungem, Versinkendes mit Heraufziehendem. Aber noch schwieriger ist es, die Menschen einer solchen Übergangszeit richtig zu sehen, ihr Lebensgefühl zu erfassen, den Anteil des Alten und Neuen in ihnen richtig zu bestimmen. Denn nicht nur in ihrer Zeit liegen die welken Farben des Herbstes und das frische Grün des Frühlings dicht nebeneinander, sondern diese Mischung durchzieht das ganze Wesen dieser Gestalten der Übergangszeit.

Das gleiche gilt von den literarischen Schöpfungen einer solchen Zeit. Sprache und Form, Gedanken und Stimmungen sind gemischt, uneinheitlich, häufig widerspruchsvoll. Es sei an die zwei bekanntesten Bücher des großen Augustinus, an den Gottesstaat und an die Confessiones erinnert. Sowohl das große geschichtsphilosophische Werk wie das eigenartige Bekenntnisbuch weisen die Farben der Spätantike auf, sie gehören aber in vielem bereits dem Mittelalter, ja der Neuzeit an. Uns beschäftigt heute das Te Deum, und zwar als Denkmal einer Zeitenwende.[1]) Dieser uns so vertraute Hymnus ist ein Gebet und soll als fromme Erhebung des Geistes zu Gott nicht zerfasert und zerstückelt werden. Aber er ist für den Kenner ebensosehr ein Kulturdenkmal, das aus verschiedenen Bestandteilen besteht. Und hinter diesen verschiedenen Stücken stehen große zeitgeschichtliche Ereignisse. Diese geschichtlichen Hintergründe und ihr Einfluß auf die Entstehung des Te Deum sind der Gegenstand meiner Untersuchung. Ich hege die Überzeugung, daß man nach Aufhellung dieser Zusammenhänge auch das Te Deum andächtiger betet.

1. Die Gliederung des Te Deum

Eine aufmerksame Lesung ergibt, daß das Te Deum aus zwei Hauptteilen besteht, denen Psalmverse angehängt sind. Diese drei

[1]) Vortrag, gehalten 1944 vor dem Klerus in Linz, wiederholt vor Laien in Linz und Wels.

Abschnitte sind nach Inhalt, Stimmungslage und Sprache verschieden. Es sei gleich vorweggenommen, daß diesen Unterschieden auch wesentlich verschiedene Vorgänge als Zeithintergrund entsprechen.

Der 1. Teil (Vers 1—13) besteht aus zwei Stücken, aus einem Hymnus auf Gott (Vers 1—10) und aus einer trinitarischen Doxologie (Vers 11—13).

Der 2. Teil (Vers 14—21 = Tu rex gloriae, Christe — Aeterna fac cum sanctis tuis in gloria numerari) ist ein Hymnus auf Christus.

Der 3. Teil (Vers 22—29) umfaßt Psalmverse. Ihr Inhalt zielt auf die Anrufung Gottes in schwerer Bedrängnis und auf den Ausdruck des Vertrauens ab.

Gedanklich weist also das Te Deum, ähnlich wie das Gloria in excelsis Deo, eine Zweiteilung auf. Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß der Gotteshymnus und der Christushymnus allein, möglicherweise unabhängig voneinander, entstanden, vielleicht von verschiedenen Verfassern herrühren. Ganz sicher ist das von den angehängten Versikeln. Ihr ganz anderer Gedankeninhalt, vor allem die völlig andere Stimmung, die aus ihnen spricht, zeigen, daß sie ein besonderer Anlaß, nach allem eine sehr schwere Bedrängnis, mit den zwei Hymnen zu einem Gebet zusammengeschweißt hat.

2. Zur Geschichte des Te Deum

a) *Verfasser.* Aus diesem Zusammenhang erkennt man sofort, daß das Te Deum nicht eine Dichtung aus einem Guß ist, daß es zusammengesetzt ist, daß die einzelnen Bestandteile allmählich zusammengewachsen sind. Man kann daher nicht von einem Verfasser, sondern nur von einem Redaktor sprechen, der die einzelnen Stücke zusammengefügt, möglicherweise etwas verändert und ergänzt hat. Als solcher ist nach dem gegenwärtigen Stande der Forschung wahrscheinlich *Niceta von Remesiana* in Serbien anzusehen. Er lebte 325—414, war dalmatinischer Missionsbischof und hatte seine Residenz im heutigen jugoslawischen Dorf Bela Palanka an der römischen Heerstraße von Belgrad nach Konstantinopel. Bischof Niceta, Freund des Paulinus von Nola und Hymnendichter, ist also nicht der Verfasser des Te Deum, dessen erste zwei Bestandteile bedeutend älter sind, sondern der Redaktor. Innere und orientnahe Züge des Te Deum stimmen mit dieser Zuweisung überein.

Die Bezeichnung Ambrosianischer Lobgesang rührt daher, weil Hinkmar von Reims unter Berufung auf ältere Zeugen das Te Deum von Ambrosius, bezw. von Ambrosius und Augustinus,

verfaßt sein läßt. Diese Zuschreibung ist wissenschaftlich unhaltbar.

b) *Text.* Die jetzt vorliegende Textgestaltung reicht bis in den Anfang des 5. Jahrhunderts hinab. Vers 16 (Tu ad liberandum suscepturus hominem non horruisti Virginis uterum) findet sich wohl schon bei Prudentius, dem größten altchristlichen Dichter des Abendlandes († nach 405).

In den zwei Hauptteilen haben nur wenige Textänderungen stattgefunden; die zwei wichtigsten sind:

ad liberandum suscepturus hominem neben ad liberandum mundum suscepisti hominem; und cum sanctis tuis in gloria numerari (seit dem 12. Jahrhundert nachweisbar) statt des altertümlich tiefen cum sanctis tuis gloria munerari.

c) *Verwendung.* Nach den Klosterregeln des hl. Benedikt, Cäsarius und Aurelian von Arles ist es auszeichnender Hymnus an Sonn- und Feiertagen, und zwar bei der Matutin oder in der Laudes mindest seit Anfang des 6. Jahrhunderts. Daher der römische Brauch, das Te Deum als Abschluß an Stelle des Responsoriums nach der 9. Lesung der Matutin an jenen Tagen zu benützen, an denen in der Messe die große Doxologie (Gloria in excelsis) verwendet wird. Das Te Deum ist nach Gehalt und Stil mit dem Gloria verwandt. Bereits um 530 ist die tägliche Verwendung des Te Deum bezeugt, das stadtrömische Officium enthält es noch im 9. Jahrhundert nur an Festen heiliger Päpste.

Es galt als Glaubens-, Lob-, Dank- und Bittgebet des christlichen Abendlandes und wird in der abendländischen Liturgie (bei Heiligsprechungen, Reliquienübertragungen, Bischofs- und Abtweihe usw.) verwendet. Bei ähnlichen Anlässen wird das Te Deum in griechischer und slawischer Übersetzung auch im griechischen und slawischen Osten gebraucht. Die älteste landessprachliche Übersetzung, die altalamanische, stammt aus Reichenau-Murbach. Das verdeutschte Te Deum im Choral wurde ein beliebter Volksgesang. Das gleiche gilt von der Umgestaltung zum Kirchenlied „Großer Gott, wir loben dich". Aus der Reihe berühmter Vertonungen ragt das Te Deum unseres Bruckner besonders strahlend hervor.

3. Der zeitgeschichtliche Hintergrund der einzelnen Bestandteile

A. Der Hymnus auf Gott (Vers 1—10) ist der Ausdruck des Sieges des Christentums nach langen Verfolgungen über den heidnischen Staat.

Triumphgefühl und festliche Siegesstimmung beherrschen den Hymnus, wie Dank an Gott für die Einstellung der blutigen Verfolgung. Der starke, überschäumende Dank und die Erleichterung der Herzen sprechen auch aus der sprachlichen Formgebung.

Dreimal haben wir das Lob: Te Deum, te dominum, te aeternum Patrem.

Dreimal das heilig: tibi omnes Angeli, tibi coeli, tibi Cherubim et Seraphim.

Viermal das Preislied: te gloriosus apostolorum chorus; te prophetarum laudabilis numerus; te martyrum candidatus exercitus: te per orbem terrarum sancta confitetur ecclesia.

Zehnmal also schwingt der Dank in der Apostrophe empor zu Gott.

Geschichtlich wichtig sind die zwei letzten Verse. Vers 10 („dich bekennt über den Erdkreis hin die heilige Kirche") setzt die Verbreitung der Kirche in der damals bekannten Welt, also in den Mittelmeerländern, voraus. Noch mehr ergreift der vorausgehende Vers 9: „Dich lobpreist der Martyrer weißgewandete Heerschar." Nur mit tiefer Bewegung kann man diesen Vers lesen, beschwört er doch eine große Schar heiliger Männer und Jünglinge, Frauen und Jungfrauen, die Märtyrer, die Blutzeugen für den Glauben an Christus.

Hier wollen wir haltmachen und in einem geschichtlichen Rückblick den *historischen Hintergrund* für diesen Hymnus auf Gott ins Auge fassen. Jeder fühlt das Mitreißende, Brausende dieser Verse. Jeder weiß, so jubelt nur ein Mensch im Hochschwang unfaßbarer Freude, ein nach langem Leid plötzlich entspannter Mensch.

a) Was sind Märtyrer? Christen, die durch gewaltsamen Tod um Christi willen Zeugnis für Christus ablegten. Man unterscheidet martyres vindicati, die um des Glaubens willen oder zur Verteidigung einer Tugend den Tod erlitten, bezw. im Kerker oder infolge von Mißhandlungen gestorben sind und von der Kirche als Blutzeugen anerkannt wurden; dann martyres designati, die Foltern erlitten, zu Zwangsarbeit in Bergwerken oder zur Verbannung verurteilt wurden. Diejenigen, die nur standhaft bekannt oder Gefangenschaft erduldet hatten, hießen confessores. Unkluges Vordrängen zum Martyrium und der Tod aus Ruhmsucht (Zerschlagen von Götterstatuen, Brandlegung an Tempeln, in der diokletianischen Verfolgung häufig) verwirkte den Ehrentitel martyr.

b) *Der heidnische Großstaat.* Das Imperium Romanum ist das größte Staatengebilde, das die Geschichte bisher kennt. Angefangen vom Pikten- und Skotenwall in England bis zur Sahara, vom Atlantik bis Iranien, ein Staat, der durch gleiches Recht, durch eine vorzügliche Verwaltung und durch eine riesige Militärmacht zusammengehalten war. Staat und Recht sind die Hauptdominanten dieses Imperiums und man kann in der Geschichte eines Paulus nachlesen, was es bedeutete, civis Romanus zu sein. Es schien unsinnig, gegen diese Macht, die alles zermalmen konnte, anzu-

gehen. Und so stark war der Reichsgedanke sogar in den Herzen römischer Christen verankert, daß sie den Untergang des weströmischen Reiches dem Weltuntergang gleichsetzten.

c) *Innerer Gegensatz zum Christentum.* Man muß sich klar darüber sein, daß dieses Staatengebilde in einem inneren Gegensatz zum Christentum stand. Das heidnische Götterwesen, besonders aber der Kaiserkult, war mit dem römischen Staatswesen ganz enge verknüpft. Die Staatshandlungen waren größtenteils mit religiösen Begehungen verbunden, der Tempelbesitz war Staatsdomäne, die Priesterschaften und die Angestellten der Tempel waren staatlich besoldet. Nach römischer Auffassung war der Staat die einzige und allen anderen Gebieten, auch der Religion, übergeordnete Größe. Der Kaiserkult bildete seit dem Ende des 1. Jahrhunderts förmlich das Bekenntnis zur römischen Weltmonarchie und damit den Prüfstein der Staatstreue. Anders das Christentum, das die Gewissensfreiheit vertrat und in der Lehre von der Zinsmünze zum ersten Male in der Geschichte zwischen den Bereichen Gott und Kaiser, innerem und äußerem Bereich, schied.

Gegen fremde Religionen war der römische Staat an sich duldsam. Er nahm fremde Gottheiten als dii adventicii auf. Voraussetzung war jedoch immer die Anerkennung der römischen Staatsgötter. Der Monotheismus des Judentums und des Christentums mußte eine solche Anerkennung verweigern. Trotzdem genoß das Judentum die Rechte einer religio licita, da es bei seiner nationalen Grundlage beschränkt und in der Propaganda behindert war. Anders beim Christentum, das eine nationale Beschränkung seiner Mission nicht kannte. Es hatte keine gesetzliche Existenzberechtigung, und die Christen galten, weil sie die römischen Götter nicht verehrten, nicht als Römer.

Außer dieser rechtlich ungünstigen Lage war ein weiterer ungünstiger Umstand die Volksstimmung gegen die Christen. Sie dichtete den Christen laut Tacitus Haß gegen das Menschengeschlecht an. Man begründete diese Haltung mit der Lebensweise der Christen, die sich als eigene Schichte deutlich von der übrigen Bevölkerung unterschieden. Man hob hervor: ihre Zurückhaltung gegen manche Berufe, ihre Zurückhaltung im gesellschaftlichen Leben, ihr Fernbleiben von heidnischen Lustbarkeiten (Theatern, Tierhetzen), ihre Ablehnung der Verehrung der Staatsgötter und des Kaiserkultes. Dazu traten Verleumdungen (Eselsanbetung [Spottkruzifix vom Palatin!], thyesteische Mahlzeiten, ödipodeische Unzucht). Man belud sie mit der Verantwortung für die Unglücksfälle. Schließlich darf man den Kampf der berufsmäßig geschädigten Kreise nicht vergessen; man denke an den Aufstand der Silberschmiede von Ephesus gegen Paulus.

Galt anfangs (bis zirka 60) das Christentum als jüdische Sekte und genoß den Schutz, den die israelitische Religion genoß, so erkannte die Öffentlichkeit mit der Einführung einer eigenen Bezeichnung („Christen") und bei der starken Gegnerschaft des Judentums gegen die Christen, daß es sich um eine selbständige Religion handle. Diese galt als nova et illicita.

d) *Die rechtlichen Grundlagen des Einschreitens.* Man muß den Kampf des heidnischen römischen Großreiches gegen das Christentum vom Standpunkt des damaligen Rechtes betrachten. Nur so kommt man zu einer wissenschaftlich tragbaren Auffassung. Welches waren die rechtlichen Grundlagen? Nach Decius waren es eigene Christengesetze. Vor Decius standen aus dem römischen Gesetz zur Verfügung: Das Gesetz gegen verbrecherische Magie, gegen religiones novae et illicitae, gegen Sakrileg (wegen Verweigerung des Opfers), gegen Verletzung der lex Julia majestatis (Verbrechen ist alles, was gegen das römische Volk und seine Sicherheit unternommen wird).

Am wichtigsten war, daß das nomen Christianum als Verbrechen bezeichnet wurde. Diese Rechtsverfügung wird allgemein auf Nero zurückgeführt. Doch ist nicht völlig sichergestellt, wieso. Entweder hat Nero in einem Edikt das nomen Christianum verboten oder er hat das Rechtsinstitut der tres accusationes des Tiberius bei der von ihm (ohne Zusammenhang mit dem Brande Roms) entfachten Christenverfolgung angewendet. Dieses Rechtsinstitut lebte seither als institutum Neronis fort. (Die drei Anklagen: accusatio sumptuaria, sacrilegii und laesae majestatis.) Oder der Ausdruck institutum Neronianum umschließt die Rechtsanschauung, die seit der durch Nero erfolgten und mit Sakrileg und Majestätsverbrechen begründeten Verurteilung das Christentum ohne weiteres als strafbar erscheinen ließ.[2])

So war die Rechtstellung der Christen vor Decius, aber auch nachher, schwankend. Gründe: die Gesetze selbst, die Zeitverhältnisse, die Volksstimmung, die Gesinnung der Kaiser und der Provinzbehörden, die Tätigkeit der Apologeten und die Beziehungen der Christen zur Umwelt.

---

[2]) Der Zusammenhang der neronischen Christenverfolgung mit dem Brande Roms wird von manchen Forschern bestritten. Sie erklären, Tacitus habe sich geirrt. Die Verfolgung sei erst im Jahre nach dem Brande Roms ausgebrochen und sei auf Neid und Verleumdung, besonders von jüdischer Seite, zurückzuführen. Nero habe durch Zusammenfassung mehrerer Anklagen (vor allem Majestätsverbrechen und Sakrileg) zu einem Christengesetz eine juridische Begründung hierfür gegeben. Wäre das richtig, müßte auch die Neronische Verfolgung, die bisher in erster Linie als Lynchjustiz des Pöbels aufgefaßt wurde, in die juridische Linie der übrigen Verfolgungen eingereiht werden. Doch bleibt die Frage offen.

e) *Das Verfahren* konnte von zwei Gesichtspunkten aus eingeleitet werden. Entweder faßte die Behörde das Christendelikt als Verbrechen auf. Dann gab es ein geregeltes Prozeßverfahren mit rechtlich normierten Strafen. Oder sie wandte die coercitio, das polizeiliche Verfahren, an. Dieses bevollmächtigte den obersten Verwaltungsbeamten, in erster Linie den Statthalter, jeden Untertanen für ein Vergehen ohne weitere Prozeßformen zur entsprechenden Strafe, selbst zur Todesstrafe, zu verurteilen, auch wenn sie nicht im Strafrecht vorgesehen war. Das galt besonders bei Religionssachen. Mommsen nimmt an, daß gegen die Christen hauptsächlich mit coercitio vorgegangen wurde. Doch erklärt die gegenwärtige Forschung das kriminelle Verfahren als die Regel.

f) *Die Todesarten.* Zur Erzwingung des Abfalles wurde auch die Folter angewendet: Geißelung, Zerfleischung mit Krallen und Hacken, Aufhängen, Brennen mit Fackeln, Ausspannung der Glieder auf der Folterbank, bei Frauen auch Verweisung in ein Bordell. Die Strafen bei Standhaftigkeit waren: Kerker, Verbannung mit Verlust des Vermögens und der Ehre, Zwangsarbeit auf den kaiserlichen Domänen oder in den Bergwerken, Verstümmelung, in der Regel der Tod, dem gesetzlich die Geißelung vorausging: bei den honestiores die sog. bona mors durch Enthauptung, bei den humiliores Verbrennung oder Tierkampf. In immer wachsender Willkür und Grausamkeit verhängte man über die Christen entehrende Todesstrafen wie Feuertod (mitunter langsamen, später „Schmauchen" genannt), Kreuzigung, Zerreißen durch wilde Tiere, Steinigung, Ertränken usw. Über die Hinrichtung der Christen in den Neronischen Gärten schreibt Tacitus, sie seien in Tierfelle gehüllt und durch Hunde gehetzt oder gekreuzigt und dann nachts als Fackeln angezündet worden. Wahrscheinlich beziehen sich auch die Andeutungen des 1. Klemensbriefes (c. 6) auf diese Verfolgung. Darnach wären Frauen zur Darstellung mythologischer Szenen, als Dirken und Danaiden, verwendet und so schrecklichen Mißhandlungen ausgesetzt worden.

g) *Die Katakomben.* Der Verlauf der Verfolgungen fällt außerhalb unseres Gegenstandes. Doch führt uns der Vers des Te Deum von dem candidatus martyrum exercitus in die Ruhestätte der Opfer, in die Katakomben, hinab. Es gibt wenige Weihestätten des Christentums, die den Besucher so ergreifen und erschüttern wie die Katakomben. Der alte Name für die Begräbnisstätten war Coemeterium. Die Bezeichnung Katakomben war ursprünglich ein Ortsname für die Senkung der Via Appia beim Denkmal der Cäcilia Metella. Sprachlich wohl katà kýmbas = an der Schlucht. Darnach benannte man im 4. Jahrhundert das nahe Coemeterium von S. Sebastiano, seit dem 9. Jahrhundert alle ähnlichen Grabstätten. Katakomben befinden sich außerhalb Roms besonders in

Neapel, in Sizilien (Syrakus!), Sardinien, Malta, Nordafrika, Kleinasien, Südrußland (besonders Krim!), Bulgarien, Dalmatien, Frankreich (Südfrankreich, Paris), Spanien, Ungarn (Fünfkirchen). In Deutschland zu Trier, der ältesten deutschen Stadt (C. des hl. Eucherius und St. Matthias); in Köln (unter St. Severin), in Bonn (unter dem Münster), in Mainz (bei St. Alban) und in Salzburg (an der Mönchsbergwand hinter dem St. Peter-Friedhof).

Am bekanntesten sind die römischen Katakomben entlang der alten Heerstraßen. Als wichtigste römische gelten: An der Via Ostiensis das Coemeterium Lucinae (mit Grab und Basilika des hl. Paulus), an der Via Ardeatina das große Coemeterium der Domitilla mit Basilika (2. Hälfte des 4. Jahrhunderts), an der Via Appia das ausgedehnte Coemeterium Callisti und das Coemeterium S. Sebastiani, am Mons Vaticanus das Coemeterium Vaticanum mit Grab und Basilika des hl. Petrus, Fundstätte mehrerer Sarkophage vom 4. bis 5. Jahrhundert. Die Anlage ist einfach: schmale Gänge in der Tufferde, in deren Seitenwänden übereinander mehrere Lagen Längsnischen zur Aufnahme der Leichen angebracht waren; Marmor- und Terrakottatafeln schlossen die Nischen. Die Gänge erweitern sich zu größeren Räumen, z. B. in der Callistuskatakombe, der bemerkenswertesten Grabanlage. Dort sind in einer Kammer die Gräber mehrerer Päpste: Urbanus, Pontianus, Anteros, Fabianus, Lucius, Eutychianus. Zu Ehren Sixtus' II., der hier 258 den Martertod erlitt und der ursprünglich ebenfalls hier beigesetzt war, ließ Papst Damasus I. eine große Inschrift anbringen. Dann kommt man in einen oben offenen Raum mit dem Grab der hl. Cäcilia. In der Nähe dieser Grabkammern liegen noch andere, darunter die des Papstes Eusebius († 311); ferner das Grab des Papstes Cornelius († 253).

Die Ausschmückung im Stil der gleichzeitigen heidnischen Kunst bevorzugt symbolische Darstellungen: Orpheus, guter Hirt, biblische Vorgänge, die Errettungen darstellen, das bekannte Fischsymbol, Pfau, Hahn, Löwe, Hirsch, Palme, Anker, Schiffe, Blumen usw. Die älteren Inschriften melden den Namen, häufig mit dem Zusatz: in pace. Eine Äußerung der Trauer ist fremd, der Todestag = dies natalis. Gegen Ende des 3. Jahrhunderts wurden sie ausführlicher und reicher an Ausdrücken der Trauer und Hoffnung. Ganz wichtige Inschriften haben sich in der Sebastianskatakombe gefunden. Die dortige älteste Kirche wurde nach der Überlieferung im 4. Jahrhundert an einer Gruft erbaut, die zeitweilig der Beisetzung der Apostelfürsten Petrus und Paulus diente. Nun wurde unter der Mitte der Kirche ein Versammlungsraum (triclia) für die Gedächtnisfeier freigelegt mit zahlreichen Graffiti von der Wende des 3. Jahrhunderts, die alle Anrufungen

der Apostel Petrus und Paulus beinhalten. Man erklärt das so, daß zur Zeit der Valerianischen Christenverfolgung die Gebeine des Petrus vom Vatikan und des hl. Paulus von S. Paolo fuori le mura hier irgendwo in Sicherheit gebracht wurden. Größere Anlagen sind nach einem der römischen Stadtanlage ähnlichen Grundplan aus parallellaufenden und sich kreuzenden Gängen (1—5 Stockwerke) zusammengesetzt. Wenn irgendwo in Rom, so umweht den Rom-Besucher in den Katakomben der Geist der ältesten Kirchengeschichte. Hier stehen wir mitten unter der weißgewandeten Heerschar der Märtyrer.

h) *Die Märtyrer in der Literatur.* Aber nicht nur die Archäologie berichtet von den Märtyrern, ihr Andenken hat auch in der Literatur einen Niederschlag gefunden. Ich nenne die Märtyrer-Akten = Berichte über Prozeß, Verurteilung und Hinrichtung der Märtyrer. Ihr Zweck war die Verbreitung der Verehrung der Blutzeugen und die Erbauung. Man unterscheidet echte geschichtliche Märtyrer-Akten, spätere Überarbeitungen und Erweiterungen und Märtyrer-Legenden, die im wesentlichen erdichtet sind, eine Art erbauliche Romane ohne geschichtliche Grundlage.

An zweiter Stelle nenne ich ein römisches Staatshandbuch, den Chronographen von 354. Es enthält zehn verschiedene Abschnitte. Im 5. Abschnitt die depositio episcoporum (= Todestag und Grabstätte von 12 römischen Bischöfen von Lucinus 255 — Julius 352); im 6. Abschnitt ein Feriale ecclesiae Romanae, depositio martyrum (Todestag und Begräbnisstätten römischer Märtyrer). Auf diesen Vorlagen beruhen die Martyrologien. Das älteste, m. syriacum, stammt aus der Zeit kurz vor 400, das umfangreichste das m. Hieronymianum aus der Mitte des 5. Jahrhunderts. Es enthält, mit Weihnachten beginnend, die Namen der Heiligen, die Todestage und die Angabe, wo sich das Grab befand oder verehrt wird; daneben Notizen über Translationen von Reliquien und ähnliches.

i) *Die Zahl der Märtyrer* ist unbekannt und läßt sich auch nicht annähernd genau bestimmen. Ungeschichtlich ist die landläufige Zahl von 11 Millionen, aber auch die Behauptung einer absolut geringen Zahl von ein bis zwei Tausend. Die Grundlagen der Berechnung sind allzu unsicher. Sicher sind folgende Tatsachen: Unter Nero wurden sehr viele Christen hingerichtet, von Domitian bis Decius verhältnismäßig wenige. Von da an steigt die Zahl sehr an und erreicht in der aera martyrum unter Diokletian ihren Höhepunkt. Wieviel Tausende sind das? Die Addition der Namen und Zahlen in den Martyrologien kann nur einen Teil ergeben, denn viele wurden nicht aufgenommen. Das Martyrologium Romanum nennt z. B. 13.825 römische Märtyrer. Ganz haltlos sind die Angaben der Legenden. Am bekanntesten die

Ursulalegende, nach der Ursula und 11.000 Gefährtinnen in Köln den Martertod erlitten hätten. Die Legende hat einen echten Kern, der durch die Clematiusinschrift auf einer Kalksteinplatte im Chor der Kölner Ursulakirche aus dem 4. bis 5. Jahrhundert verbürgt ist. Christliche Jungfrauen haben in Köln unter Diokletian ihr Leben für Christus hingegeben. Eine Zahl ist nicht genannt, im Martyrologium steht 11.000: Vermutlich hat man XI irrtümlich für 11.000 gelesen. Der Strich konnte die Zahl der Tausende angeben, aber auch bloß die Zahl unter den Buchstaben hervorheben. Weniger plausibel ist, daß man XI M V als $\overline{XI}$ Milia Virginum statt als XI Martyres Virgines gedeutet hat. Nach Überlegung aller Umstände, besonders der langen Dauer von ca. 250 Jahren und der Ausdehnung des römischen Weltreiches, glaube ich annehmen zu dürfen, daß man mit einer Zahl von ein- bis zweihunderttausend altchristlichen Opfern auskommt. Ihre weißgewandete Heerschar hat der Vers des Te Deum im Auge. So viel zum ersten Bestandteil des Hymnus.

B. Die Doxologie kündet von der fortgeschrittenen Dogmenentfaltung, — die Konzilien von Nicäa 325 und Konstantinopel 381 sind vorüber —, sie kehrt aber ihr Antlitz ersichtlich gegen die heidnische Umwelt, also die heidnischen Religionen.

Nicht einfach Gottglaube, alle heidnischen Religionen sind gottgläubig, sondern trinitarischer Gottglaube, Glaube an die Heilige Dreifaltigkeit! Hell wie die Sonne leuchtet dieses Urmysterium der christlichen Offenbarung in das verwirrende Durcheinander heidnischer Götter und Kulte.

Es ist schwer, in einigen Strichen die *Religionsgeschichte der Zeit* zu entwerfen. Sicher ist auf alle Fälle, daß die heidnischen Religionen die zweite ebenso mächtige gegnerische Front des Christentums darstellen, wie die des heidnischen Staates. Man muß eine öffentlichrechtliche und eine privatrechtliche persönliche Seite der Religion unterscheiden. In erster Hinsicht galt den Römern die Verbindung von göttlicher Führung und menschlichem Hinhören als die eigentliche Ursache ihrer Größe. Daher wurden alle Staatshandlungen mit Opfern begonnen. Alle Vorzeichen (prodigia) wurden sorgfältig beachtet. Im privaten Leben herrschen Zauberei, Magie, Mantik und das wechselnde Heer ausländischer Gottheiten vor. Fremde Götter wurden in einem eigentümlichen Einschmelzungsprozeß („interpretatio Romana") zu römischen Göttern umgewandelt. Ein Beispiel aus der ehemaligen Provinz Ufernorikum im Landesmuseum. Man sieht auf einer Plastik den keltischen Donnergott, der das Donnerrad über der Schulter trägt; die Inschrift nennt ihn Juppiter.

Die religionsgeschichtliche Entwicklung verlief kurz so: Die altlatische Religion, die ihr Heiligtum am Mons Albanus (Monte

Cavo) hatte, entfaltete sich in der Königs- und Republikzeit zum vollen Götterhimmel Altroms, wurde aber durch das Einströmen östlicher Kulte immer mehr überfremdet. Unter Augustus kommt es zu einer Reformation der altrömischen Religion unter scharfen Rückschlägen gegen die orientalischen Religionen. In der Folgezeit eroberten sich die Religionen Ägyptens und Kleinasiens die römische Welt. Wie die Münzprägungen des ersten und zweiten Jahrhunderts n. Chr. zeigen, standen Isis und Osiris, Serapis und Kybele im Vordergrunde. Mit den syrischen Soldatenkaisern ändert sich das Bild und in mehreren Wellen drangen die Götter Ostsyriens und des Iran in die römische Götterwelt ein: Adonis, Atargatis, Juppiter Damascenus, Juppiter Dolichenus und der Sonnengott von Emesa. Während die Götter Kleinasiens und Ägyptens nicht über den Bereich des Mittelmeeres hinausdrangen, kannten die Religionen Ostsyriens keine Reichsgrenzen mehr. Das gleiche gilt für den persischen Mithraskult und sein christliches Gegenstück, die Religion des Mani (Manichäismus). Es ist interessant, daß mit dieser weltweiten Richtung und mit dem Missionstrieb auch die jüdische Religion sich ausbreitete. Das dritte Jahrhundert gilt in der jüdischen Überlieferung als Glanzzeit des Rabbinats. Auch das Christentum und die Gegenkirche Marcions drangen bis in das persische Reich vor. Der Höhepunkt des syrischen Einflusses wurde durch Elagabal (röm. Heliogabalus, † 222) herbeigeführt. Er verdrängte die römische Staatsreligion durch den Baalsdienst von Emesa. Er feierte die „hl. Hochzeit" seines Gottes mit der karthagischen Stadtgöttin Tanit und plante die Verschmelzung aller Religionen, auch der christlichen, mit dem syrischen Sonnenkult. Er erbaute diesem Gott einen Prachttempel in Rom, ließ den heiligen Stein von Emesa nach Rom bringen, aber auch die Schilde der Salier und das heilige Feuer der Vesta. Im Inneren vollzog er mit Mutter und Großmutter geheime Begehungen. Man sprach von Knabenopfern und anderen unerhörten Dingen. Bei den öffentlichen Feiern wurden Hekatomben von Tieropfern und ältester Wein dargebracht. Der Kaiser tanzte, begleitet von Chören syrischer Weiber, mit Kymbeln und Pauken um den Altar. Senatoren und Ritter hatten rings im Kreise Aufstellung genommen und assistierten.

Draußen vor der Stadt lag das zweite Heiligtum. Im Hochsommer fuhr der Kaiser den heiligen Stein auf einem Wagen dorthin. Sechs weiße Rosse zogen das Gefährt, indem die Zügel um den Stein gelegt waren. Der Gott selbst sollte die Fahrt lenken. Der Kaiser schritt dem Wagen voran, rückwärts gewendet, um sein Antlitz nicht von seinem Gott zu wenden. Der Weg war mit Goldstaub bestreut. Ein befremdliches Bild und man begreift, daß der Kaiser von der Garde erschlagen wurde. Mit den illyrischen Kai-

sern wendete sich das Blatt und die syrischen Götter traten zurück. Diokletian besonders war den alten Göttern, namentlich den Lagergöttern, zugetan. Er stand dem Christentum lange freundlich gegenüber, ließ sich aber durch den Neuplatonismus und durch seinen Mitkaiser Galerius zu schwersten Christenverfolgungen hinreißen, die 303 begannen. In dieser Aera martyrum flossen Ströme von Christenblut im ganzen Reiche, bis Konstantin 313 das Christentum der heidnischen Staatsreligion gleichstellte. Der heidnische Gegenstoß unter Julian scheiterte, da der Kaiser bald fiel. Julian hatte sich 355 in die eleusinischen Mysterien aufnehmen lassen und bezog die Mysterien in den öffentlichen Kult ein. Geistig bildete der Neuplatonismus, das letzte System der antiken Philosophie, den entschiedensten Feind des Christentums. Er entstammte dem uralten Kulturlande Ägypten, wo sich auch das christliche Mönchswesen entfaltete. Sein Stifter ist der vom Christentum zum Heidentum zurückgekehrte Ammonius Sakkas († 242), sein klassischer Gestalter Plotin. Er benützte den Götterglauben nur zur mythologischen Umschreibung abstrakter Ideen. Dagegen hob Porphyr die Offenbarungen der griechischen Orakel, Jamblichus die Mysterien der Ägypter hervor. Später führten Augustinus und der sogenannte Dionysius Areopagita den Neuplatonismus in das Christentum ein.

Soviel steht fest, daß die Religionen und Kulte bis Konstantin eine Großmacht ersten Ranges darstellten und daß sie auch in der Aera der verchristlichten Spätantike lange Zeit noch nicht erloschen, vielmehr bei allen Rückschlägen des Christentums bereit waren, ihren früheren Platz wieder einzunehmen. Die Doxologie, das Bekenntnis zur Heiligen Dreifaltigkeit, bedeutete in dieser Zeit, auch im Rahmen des Te Deum, die Absage an den heidnischen Götterhimmel.

C. Der Christushymnus (Vers 14—21) wendet sich gegen die dritte Front, die Spaltung innerhalb des Christentums, in besonderer Weise gegen den Arianismus.

Er beginnt mit einem völlig neuen hellen Ton: Tu rex gloriae, Christe. Nur in diesem Vers besteht der zweite Versteil aus einem einzigen Wort: Christe. Aber dieses Wort umschließt eben alles und man muß sich eine Pause der Ehrfurcht dazudenken, damit der Versrhythmus richtig ausschwingt. Ihm entspricht im Hymnus auf Gott das einzige Patrem immensae majestatis, das Vater in der ersten Vershälfte. Die Zweiteilung des ganzen Hymnus wird auch an diesen beiden sprachlichen Hauptakzenten sichtbar.

Also der Christkönigsgedanke, aber in den Farben der Spätantike. Die über ihn gemachten Aussagen beleuchten die altchristliche Christusvorstellung. Er ist der ewige Sohn des Vaters (gegen Arius), hat zur Erlösung der Menschen den Schoß der Jungfrau

nicht gescheut, hat den Tod besiegt, den Gläubigen das Himmelreich geöffnet. Er sitzet zur Rechten des Vaters und wird als Richter geglaubt.

Dann folgt ein Vers, der eine weichere religiöse Stimmung verrät und späteren Ursprunges sein könnte, sogar aus der mittelalterlichen Mystik: Wir bitten dich, komme deinen Dienern zu Hilfe, die du durch das kostbare Blut erlöst hast und lasse sie mit deinen Heiligen in die ewige Glorie einreihen.

Ganz fehlt die dem Mittelalter eigene Passionsmystik, die durch den hl. Bernhard begründete und vom deutschen Volke so tief aufgenommene Versenkung in das Leiden des Herrn, die Kreuzwegstimmung.

Es gibt keine trefflichere Veranschaulichung dieser Vorstellungen als die altchristlichen Christusbilder: der segnende Christus in den Apsismosaiken altchristlicher Basiliken, Christus als Weltenrichter und Christus als Pantokrator. In Rom in S. Pudenziana und Kosmas und Damian am Foro Romano, besonders aber in Ravenna. Sollte nicht diese altchristliche Christus-Königsidee auch uns im 20. Jahrhundert manches zu sagen haben? Sie ist jenseitiger, transzendenter als die späteren Christusauffassungen.

Der zeitgeschichtliche Hintergrund dieses Hymnus ist der Arianismus, der durch die Annahme von Seite der germanischen Völker weltgeschichtliche Bedeutung gewann. Nach Arius ist der Sohn dem Vater ähnlich (homoiousios), nicht wesensgleich (homoousios). Eine Lieblingsformel war: ēn, hote ouk ēn, es gab eine Zeit, da er (= Sohn) nicht war. Konstantin wollte nach dem Sieg über Licinius die mühsam errungene Einheit des Reiches nicht durch Religionsspaltung zerbrechen lassen und berief das Konzil von Nicäa. Ein politischer Gesichtspunkt, der zunächst der Kirche nützte, sich aber in der Folge ganz schädlich auswirken sollte. Wie bekannt, lernten viele germanische Stämme, besonders die Goten, Vandalen und Langobarden, das Christentum in der Form des Arianismus kennen. Die gotische Bibel und die Liturgie des Bischofs Ulfilas († 383) wurden das einigende Band, das arianische Christentum daher nicht tief erfaßt, sondern mehr als national betonte Lebensform empfunden. So kam der Arianismus nach dem Westen und es gab eine dünne arianische Oberschicht des römischen Weltreiches, während das Volk orthodox blieb. Nirgends erlebt man diesen Riß stärker als in Ravenna, wo die Bauwerke dieser Zeit bis heute von der Herrschaft der Ostgoten künden. Die Wende brachte später der Übertritt des erfolgreichsten germanischen Volkes, der Franken, zur katholischen Kirche (496). Allmählich folgten auch die übrigen germanischen Stämme. Gegen diese Irrlehre mit ihren Schattierungen richtet sich die erste Aussage nach dem Christkönigsvers: Tu Patris sempiternus es Filius. Nachdenk-

lich fragt man angesichts dieses Bekenntnisses wider einen ungenannten Gegner: Wo ist heute der Arianismus? Und doch schien ihm einst die Zukunft zu gehören.

D. Die Schlußversikel (Vers 22—29) entspringen der tiefen Not der Zeitgenossen über die Gefährdung Roms und über den drohenden Untergang des römischen Weltreiches.

Jedem Leser springt die völlig veränderte Stimmungslage in die Augen. Dort ein Triumphlied auf den dreieinigen Gott und ein strahlender Christushymnus, hier Weltuntergangsbefürchtung und völlige Verzweiflung bedrohter Menschen, die alles gefährdet und verloren glauben. Schon die Herkunft der Versikel lehrt, worum es dem Beter geht. Sie entstammen den Psalmen, aber welchen Psalmen?

Vers 22—23 dem Psalm 27,9, der eine Bitte um Errettung beim Untergang des Frevlers ausdrückt: „Hilf deinem Volk! Segne dein Erbe! Weide und trage sie ewiglich!"

Vers 24—25 dem Psalm 144,2, der Gottes gütige und gerechte Herrschaft behandelt: „Ich will dir lobsingen an jeglichem Tag, deinen Namen rühmen auf immer und ewig."

Vers. 26 ist ein psalmartiger Versikel (Dignare, Domine, die isto, sine peccato nos custodire) und kann nicht direkt als Psalmvers nachgewiesen werden.

Vers 27 ist Psalm 122,3 (Vertrauensvoller Aufblick zu Gott) entnommen: „Erbarme dich unser, o Herr! Erbarme dich unser." Es geht weiter: Wir sind ja reichlich gesättigt mit Schmach.

Vers 28 entstammt Psalm 32,22 (Gott der allmächtige Beschützer seines Volkes): „Es walte, o Herr, über uns deine Huld, wie ja auch wir deiner harren."

Vers 29 endlich ist aus Psalm 30,2 übernommen (Gebet in schwerer Verfolgung): „Bei dir, o Gott, such' ich Zuflucht. Laß nie mich schmählich verderben! In deiner Güte rette mich!"

Also zusammenfassend: durchwegs Psalmen, bezw. Psalmverse, die Gefahr des Beters, sein Gottvertrauen und die Bitte in schwerer Bedrängnis ausdrücken. An der Hand dieser Versikel, die offenbar nicht alle auf einmal, sondern allmählich zugewachsen sind, kann man förmlich die Hauptgedanken rekonstruieren, die damals unter den Völkern umliefen, und die Antwort, die ihnen ihre geistlichen Tröster gaben. Die Fragen: Was wird kommen? Geht die Welt unter? Was wird es mit uns und unseren Kindern sein? Wo bleibt Gott in solchen Zeiten? Es ist zum Verzweifeln. Gott im Himmel, zeige dich, vernichte unsere Feinde, die auch deine Feinde sind usw. Es kommt ein fürchterliches Gericht. Und die Antworten: Gott errettet die Seinen auch beim Untergang der Frevler. Lobsinge unserem Gott. Bete um Erbarmen. Nimm Zuflucht zu Gott, was auch kommen mag. Er kann

dich erretten. „Nicht sorgen — beten." Hüben der Hinweis auf den Allmächtigen, Allstarken, der die Seinen kennt, drüben grenzenlose Verzweiflung. Hier kraftvolle Sammlung und Beruhigung, dort Auflösung, Panikstimmung und Nervosität, die nach allen Seiten ausbricht. Hier Lichtstrahlen, dort nur Schatten und Düster. Hier eben das Te Deum, dort das de profundis.

Was ist vorgegangen, daß der Hymnus jetzt auf einmal gegen Verzweiflung ankämpfen muß? Tut sich eine vierte Front auf, wider die das Christentum zu streiten hatte? Man kann sagen Ja: Es ist die ewige menschliche Existenzangst, die zu allen Zeiten herrscht, in äußersten Gefahrenzeiten aber übermächtig wird auch unter Christen. Der heidnische Staat ist überwunden, die heidnischen Religionen sind geschlagen, die Spaltung im Abstieg, das sind zeitgeschichtliche Vorgänge. Geblieben aber ist das allgemein menschliche Anliegen der Hilflosigkeit in schwerster Bedrängnis, die Hilfsbedürftigkeit des Menschen. Im Letzten und Äußersten versagt alles außer dem grenzenlosen Gottvertrauen. Schauen wir hin, was sich im 5. Jahrhundert abgespielt. Es ist der Untergang des weströmischen Reiches. Eine Welt brach zusammen, auch für Millionen von Christen. Es sind hauptsächlich drei Ereignisse, die diese Untergangsstimmung auslösten: Die Plünderung Roms durch die Goten unter Alarich 410; der Einbruch Attilas nach Oberitalien 452 und die zweite Plünderung Roms durch die Vandalen unter Genserich 453. Das erste Ereignis hat Niceta von Remesiana noch erlebt.

a) Am 24. August 410 drangen die Goten in Rom ein. Marcellinus berichtet: „Alarich fiel über das zitternde Rom her und vernichtete einen Teil desselben durch Feuer." Drei Tage hatte er die Stadt der Plünderung preisgegeben, nur die Kirchen, besonders die Basiliken der Apostelfürsten, sollten geschont werden. Doch wurden auch Kirchen, u. a. die Lateranbasilika, ausgeraubt. Unzählige Menschen wurden getötet oder als Sklaven verkauft. Ungeheuer war der Eindruck dieses Ereignisses auf die Mitwelt. Hieronymus sah das Ende der Dinge und den Absturz in die ewige Finsternis gekommen. Bilder von der Zerstörung Trojas und Jerusalems umdüsterten seinen Geist. Tiefer und nachhaltiger verarbeitete das furchtbare Erlebnis der geniale Augustinus. Noch mehr verletzte ihn der Vorwurf der Heiden, die verlassenen Götter hätten sich gerächt, die Kirche sei die Ursache von allem öffentlichen Ruine. Er griff zur Feder und es entstand in langen Jahren das Werk „De civitate Dei", nach Grisar ein Leuchtturm, der nach rückwärts und nach vorwärts eine Fülle hellen Lichtes wirft.[3])

[3]) H. Grisar, Rom beim Ausgang der antiken Welt (1898), 63.

b) Die Schreckenstage von 410 lebten wieder auf, als im Frühjahr 452 Attila in Norditalien einbrach und Aquileja zerstörte. Der Weg nach Rom lag offen. Da brach eine Gesandtschaft unter Führung Leos I. auf, um mit Attila persönlich zu verhandeln. Der furchtbare Gegner wurde durch die Unterredung mit dem Papste günstig gestimmt. Er äußerte seine Freude darüber, daß der oberste Priester zu ihm gekommen sei. Was immer ihn sonst bewog, wissen wir nicht. Er zog ab und starb schon 453 an einem Blutsturz.

c) 455 standen die Vandalen unter Genserich vor Rom. Leo trat vor der Stadt dem Fürsten entgegen und erreichte, daß die Stadt von Blut, Folter und Brand verschont wurde, doch gab sie Genserich 14 Tage der Plünderung preis. Unermeßliche Beute fiel den Vandalen in die Hände, besonders Kunstschätze, mit denen der König Karthago ausschmücken wollte. Unter der Beute befanden sich ein Teil des Tempelschatzes von Jerusalem, den Titus seinerzeit nach Rom gebracht hatte, und die Hälfte der vergoldeten Bronzeziegel vom herrlichen Juppitertempel auf dem Kapitol.[4])

Man begreift, daß sich das Entsetzen über diese Schicksale der heiligen Roma, die den Menschen mehr als eine Weltstadt, die ihnen ein Symbol war, über die ganze Welt verbreitete. Diese Ereignisse und wohl auch die schwere Katholikenverfolgung unter den vandalischen Königen bilden den zeitgeschichtlichen Hintergrund für die Versikel des Te Deum.

4. Ergebnisse und Schluß

Nunmehr liegt der Aufbau des Te Deum samt seinen geschichtlichen Hintergründen klar vor uns.

Da spricht aus dem Hymnus auf Gott der Triumph über das siegreich bestandene Martyrium im Kampfe gegen den heidnischen Staat.

Aus der Doxologie die siegreiche Selbstbehauptung der christlichen Religion unter der Fülle heidnischer Religionen.

Im Christushymnus fand der sieghafte Glaube an den wesensgleichen Sohn seinen Ausdruck wider die Häresie und Spaltung des Arianismus, der durch die germanischen Völker zur Großmacht aufgestiegen war.

In den Psalmversen endlich tönen uns die flehentlichen Bitten existenzbedrohter Menschen entgegen, die durch den nahenden Untergang des weströmischen Reiches aus ihrer Ruhe aufge-

[4]) „Vandalismus" = rohe Zerstörung von Kunstwerten, erst 1794 von Gregoire, Bischof von Blois, zur Kennzeichnung der Verwüstungen des Pariser Pöbels geprägt.

schreckt waren. 410, 452 und 455, oder Alarich, Attila und Genserich bedeuteten für Rom drei Schicksalsschläge.

Man wird nun verstehen, wieso das Te Deum nicht nur ein Gebet, sondern auch ein Kulturdenkmal ersten Ranges ist. Es erhebt sich an einer Zeitenwende, in der Grenzzone zwischen Heidentum und Christentum, Römertum und Germanentum, Altertum und Mittelalter.

Zwei Erkenntnisse drängen sich auf:

a) Das Christentum, eine Idee, hatte die stärksten Machtmittel überwunden. Denken wir an die Szene: Christus vor Pilatus. Und jetzt: Cäsar vor Christus. Es gibt einen Stärkeren als die Starken.

b) Es gilt das Ewige, Unwandelbare, Unabdingbare vom Wandelbaren, Zeitbedingten, Wechselnden zu unterscheiden auch in der Kirche. Das Christentum hat in jedem Jahrhundert und in jeder Geschichtsepoche seine gottgesetzte Aufgabe, die es nur in der Sprache und in den Formen der Jahrhunderte meistern kann. Aber es hat der Zeit mehr zu bringen, die Offenbarung einer anderen Welt. Der Christ, vorzüglich der Christ in Umbruchszeiten, muß bereit sein für neue Formen seiner alten Aufgabe.

Wenn jemand, so haben es die großen Tonschöpfer in der Hand, die tiefen Gedanken, die wechselnden Stimmungen und das Unaussprechliche ans Licht zu heben, das zwischen den Versen des Te Deum schwebt. Sie können die dramatischen Haltungen, vor allem seinen Charakter als Gemeinschaftsgebet, hervortreten lassen. Machtvoll mündet es nach den Sätzen des Glaubens und des Gebetes bei unserem Bruckner aus in die goldene Lebensformel unerschütterlichen Gottvertrauens: In te, Domine, speravi. Non confundar in aeternum. Auf dich, o Gott, habe ich vertraut, ich werde in Ewigkeit nicht zuschanden werden.

Pastoralfragen

Kirchliches Gesetz und kirchliche Gesinnung. Während des zweiten Weltkrieges wurden zunächst die Katholiken einiger Länder (Italien, Deutschland, Österreich) in der Weise vom *kirchlichen Fastengebot* dispensiert, daß nur mehr der Aschermittwoch und der Karfreitag als Fasttage aufrecht blieben. Unter Berücksichtigung der schwierigen Nachkriegsverhältnisse hat der Heilige Vater das Apostolische Indult vom 19. Dezember 1941 im selben Umfang bis auf weiteres verlängert. Daher können die Bischöfe mit alleiniger Ausnahme des Aschermittwochs und Karfreitags vom Fastengebot dispensieren. Sie sollen aber die Gläubigen, vor allem den Klerus und die Ordensleute, ermahnen, daß sie trachten, dieses apostolische Entgegenkommen durch freiwillige Übungen der christlichen Vollkommenheit und Sühne und durch gute Werke, vor allem der Nächstenliebe, auszugleichen, und sie sollen nicht unterlassen, auf die Meinung des Heiligen Vaters zu beten (AAS.

XXXVIIII [1946], Nr. 1, pag. 27). Diese Dispens, die fast einer Aufhebung des Fastengebotes für die betreffenden Länder gleichkommt, ist wohl zeitlich begrenzt und zunächst nur für die Dauer des Krieges (und der Nachkriegszeit) zu verstehen. Es ist wohl zum ersten Male in der Geschichte der Kirche, daß eines der Kirchengebote, das von allen Moraltheologen als an sich schwer verpflichtend angesehen wird, durch eine so weitgehende Dispens für einen Teil der Kirche — für eine zeitlich begrenzte Dauer zunächst — praktisch aufgegeben wird. Gerade dieses Kirchengesetz vom Fasten galt so sehr als ein Zeichen der Zugehörigkeit zur Kirche, als ein Kennzeichen kirchlicher Treue, daß diese kirchliche Verfügung bei manchen Befremden, vielleicht sogar ein leises Entsetzen hervorgerufen hat, vor allem in ländlich-konservativen Kreisen, in denen das religiöse Leben in gewissen feststehenden äußeren Formen und einem erbmäßig überkommenen Brauchtum besteht. Besonders die Enthaltung vom Fleischgenuß an Freitagen gilt vielfach als untrügliches Kennzeichen des „guten Christen". Es mag da in manchen katholischen Kreisen das Empfinden entstanden sein, als gebe sich die Kirche in wesentlichen Dingen selbst preis.

Es wäre falsch und sicher gegen die Absicht des kirchlichen Gesetzgebers, daraus schließen zu wollen, *daß damit das Fasten als solches von der Kirche außer Kurs gesetzt worden sei*, so wie es durch die Reformatoren einst geschehen ist. Das kirchliche Fastengebot hatte ja, als es eingeführt wurde, nicht das Fasten erst in Übung gebracht, sondern nur das Wann und Wie des längst schon geübten Fastens für die Kirche einheitlich geregelt. Wenn es jetzt dem einzelnen überlassen bleibt, wie er das Fasten in sein religiöses Leben einordnet, so setzt das eine größere Mündigkeit und Selbständigkeit des Laien in der Kirche voraus. Nach allgemeiner Ansicht der Moraltheologen hat das Fasten einen dreifachen Zweck: Erstens soll dadurch die Beherrschung der Sinnlichkeit durch das Geistige im Menschen und deren Unterwerfung unter die geistige Führung erleichtert werden. Zweitens soll es der kontemplativen und freieren Erhebung des Geistes dienen und drittens endlich ein Werk der Buße für die begangenen Sünden sein.

Das Fasten ist durchaus keine Eigentümlichkeit der christlichen Religion. Nicht nur die Pythagoräer und Stoiker haben gefastet, sondern auch alle anderen außerchristlichen Religionen kennen das Fastengebot als Mittel, um die zürnende Gottheit zu versöhnen, ihre Hilfe zu gewinnen, oder um sich auf eine heilige Handlung vorzubereiten, um ein drohendes Unheil oder eine heraufziehende Not zu beschwören. Eine Art Naturgesetz hat den Menschen das Fasten nahegelegt. Im Christentum war das Fasten ursprünglich der privaten Initiative überlassen. Tertullian erzählt bereits in seinen Werken (De jejunio, cap. 2; de bapt., c. 20; de paenit., cap. 9 usw.), wie eifrig die Christengemeinden seiner Zeit privat oder gemeinsam und öffentlich fasteten. Das Konzil von Nicäa (325 n. Chr.) hat erstmals die verschiedenen ungeschriebenen Fastentraditionen der einzelnen Kirchenprovinzen nach einheitlichen Gesichtspunkten für die ganze Kirche geordnet. In der Ostkirche dehnte man das Fasten auf vier große Hauptfastenzeiten aus. Die Westkirche war in der Ausdehnung der Fastenzeiten zurückhaltender. Das Fasten selbst wurde in der ersten Zeit viel

strenger gehandhabt als später. An den strengen Fasttagen blieb man bis Sonnenuntergang vollkommen nüchtern. An den sogenannten Halbfasttagen blieb man bis 3 Uhr nachmittags nüchtern. Erst nach dem 8. und 9. Jahrhundert trat eine Lockerung dieser strengen Sitten ein. In der neueren Zeit wurden zugunsten der nördlichen Länder Milderungen getroffen, die zuerst in Form von Kirchendispensen gewährt, später durch eine Neufassung des kirchlichen Gesetzes geregelt wurden. Das neue kirchliche Gesetzbuch sowie besondere Indulte für Deutschland und Österreich haben das Fastengebot zu der bis zuletzt üblichen Form vereinfacht.

Daraus ist ersichtlich, daß die Kirche seit jeher bestrebt war, *das Fastengebot den sich ändernden Verhältnissen im Völkerleben anzupassen.* Die in Frage stehende Anordnung muß auch als ein Zeichen dafür gewertet werden, daß die Kirche nicht starr an ihrem System menschlicher Satzungen festhält. Kirchengebote sind keine göttlichen Gesetze und darum nicht unabänderlich. Unveränderlich und unabänderlich muß die *kirchliche Gesinnung,* die geistige Einstellung der Kirche, aber nicht das Kirchengesetz sein. Ein Kirchengesetz kann durch veränderte Lebensverhältnisse und Lebensbedingungen seinen ursprünglichen Sinn teilweise verlieren. Der Geist der Kirche, die lebendige kirchliche Gesinnung wird es dann umgestalten oder neu formen. Das moderne Leben mit seinen zahllosen Unregelmäßigkeiten in der Tageseinteilung, seiner überstürzenden Hast und Unruhe und der dadurch verursachten körperlichen Empfindsamkeit legt den modernen Menschen unfreiwillig das auf, was früher einmal das Fastengebot als freiwillige Leistung von ihnen forderte. In diesem leichten Anpassungsvermögen sehen wir die vitale Lebendigkeit und Elastizität der Kirche. Dadurch widerlegt sie schweigend das, was noch unlängst ein nichtkatholischer Theologe als letzten Sinn des kirchlichen Fastengebotes hinstellte: „Die westliche Rechtskirche ordnete das Fasten in ihr Rechtssystem ein und benützte es zur Kontrolle und Beherrschung der Gläubigen" (W. E. Schmidt in: Religion in Geschichte und Gegenwart II, 432).

So wie die Kirche hier keine starre Gebundenheit an den Tag legt, so könnte sie — das wird gerade durch die großzügige Dispens vom Fastengebote gezeigt — z. B. auch liturgische Vorschriften und Bestimmungen abändern, wenn sie es für opportun hält.

Krems a. d. Donau. *Dr. Franz König.*

Opfer der Gewalt. In zivilisierten Ländern kommen in friedlichen Zeiten verhältnismäßig wenig Fälle von Vergewaltigung vor. In Kriegszeiten und in den Wirren der Nachkriegszeit aber häufen sich solche Gewalttaten. Auch in unseren Gegenden sind in den letzten Jahren zahlreiche Fälle vorgekommen. Die Opfer der Gewalt leiden physisch und psychisch schwer an der Erinnerung und den Folgen.

Etwaige gesundheitliche Schädigungen zu beheben, ist Sache des *Arztes;* vergewaltigte Frauen sollen möglichst bald den Arzt aufsuchen und sich davon ja nicht durch eine falsch verstandene Schamhaftigkeit abhalten lassen. Je eher körperliche Schäden richtig behandelt werden, um so sicherer und leichter lassen sie sich beheben; dies gilt besonders bei etwa übertragenen Geschlechtskrankheiten.

Neben dem Arzt hat der *Seelsorger* eine Aufgabe an den so schwer heimgesuchten Personen zu erfüllen, wie sie notwendiger

und segensreicher nicht gedacht werden kann. Handelt es sich doch um Menschen, denen unsägliches Leid und eine furchtbare Erniedrigung zugefügt worden ist, und die deshalb oft nahe der Verzweiflung sind. Dazu kommen vielfach die Ehemänner, die Verlobten und andere nahe Verwandte, die durch die Untat an einer ihrer Lieben schwer getroffen sind. Tröstende und aufrichtende Gedanken für solche Frauen und Mädchen hat der hochwürdigste Ordinarius von Linz in einer Aussendung vom 10. Juni 1945 ausgesprochen. Einige davon seien hier angeführt: „Zunächst ist ihnen (den Opfern der Gewalt) klar zu machen, daß auch die Sünden des Fleisches eigentlich im Herzen begangen werden. Nicht an allen christlichen Märtyrerjungfrauen, die Lüstlingen und Wüstlingen ausgeliefert wurden, haben sich die Wunder der Bewahrung durch Engelshand wie an Agatha, Luzia u. a. vollzogen und doch blieben die äußerlich geschändeten Opfer der Gier vor dem Herrn strahlende Jungfrauen, genau wie die wunderbar bewahrten Mädchen. Überwältigte Mädchen und Frauen können darum der reinsten Jungfrau und Mutter festen Blickes in die Augen schauen und ihr Unbeflecktes Herz anrufen." Dann soll allen die Überzeugung eingeprägt werden, „daß Gott unser gütiger Vater ist und nichts über uns kommen läßt, was er nicht schließlich zum Heile zu lenken wüßte. In diesem Sinne sagt Paulus im Römerbrief (8, 28), daß denen, die Gott lieben, *alles* zum Besten gereicht. Wenn also eine Seele bestrebt war, ein gottverbundenes Leben zu führen, so kann es gar nicht sein, daß ein solches tief erschütterndes Erlebnis einen wirklichen und dauernden seelischen Schaden verursacht. Faßt die Seele das Erlebnis als Kreuz auf und wertet dieses Kreuz im Geiste der Sühne aus, so wird sie erfahren, daß ihr selbst dieses bitterste Erlebnis schließlich zum Besten gereichte."

Es ist verständlich, daß vergewaltigte Frauen und Mädchen vor allem die Furcht haben, daß aus der ihnen angetanen Untat ein Kind entsteht. Es ist auch verständlich, daß sie alles versuchen wollen, um dies zu verhindern. Und hier besteht nun die große Gefahr, daß aus der Verzweiflung heraus zu Mitteln gegriffen wird, die gegen Gottes Gebote verstoßen. Nach der Offenbarung und der katholischen Lehre ist jedes Leben heilig und unantastbar; daher ist Abtreibung der Leibesfrucht, auch wenn das Kind einer Vergewaltigung entspringt, schwer sündhaft und verboten (Genaueres vgl. u. a. Noldin-Schmitt, Summa theol. mor., vol. II., Nr. 342 f.).

Wohl aber ist es im Falle einer Vergewaltigung gestattet, daß die Frauen, denen solches angetan wurde, einer eventuellen Befruchtung zuvorkommen, indem sie durch entsprechende *Spülungen* das widerrechtlich ihnen aufgezwungene Sperma entfernen (vgl. Noldin-Schmitt, De sexto praecepto et de usu matrimonii, Nr. 69 d). Freilich ist der Erfolg nicht sicher, da man nicht genau weiß, wann die Befruchtung des weiblichen Eies stattfindet. Es kann also gegebenenfalls die Spülung bereits zu spät kommen. Je eher die Spülung vollzogen wird, um so mehr kann auf Erfolg gerechnet werden. Es wird sich auch empfehlen, daß womöglich ein Arzt oder eine Hebamme sie vornimmt.

Wie lang nach der Gewalttat ist eine solche Spülung zulässig? Es werden hier verschiedene Zeiten angegeben, z. B. „bis zu acht Stunden". Doch läßt sich eine so bestimmte Zeitbegrenzung nicht festlegen, da ja „semen virile per aliquot dies prolificum manere potest" (vgl. Noldin-Schmitt, De sexto, Nr. 75, 2 a). Es ist deshalb

eine derartige Spülung auch später als acht Stunden post stuprum erlaubt.

Daß solche Spülungen einer mulier vi oppressa gestattet sind, ergibt sich aus der Überlegung, daß im Falle der Gewalt die Bewegung des männlichen Sperma auf das weibliche Ei hin eine Fortsetzung des Unrechtes ist, welches die Frau durch die Gewalttat erlitten hat. Deshalb schreibt Noldin-Schmitt (l. c.): „Femina vero, si externam aggressionem repellere non poterat, licite defendit suum ovulum contra invasionem iniustam."

Manches Opfer der Gewalt wird schwer von Anfällen von Verzweiflung heimgesucht; in solchen Stimmungen könnte es sogar zum Selbstmord kommen. Es ist nötig, daß eine solche arme Person nicht aus den Augen gelassen wird, bis die Verzweiflung abgeebbt ist. Anderer Frauen bemächtigt sich nach einem so furchtbaren Erlebnis eine Melancholie, die nicht mehr weichen will. Sie fangen an zu sinnieren und zu spintisieren; das Erlebnis ist ihnen, wie man sagt, aufs Gemüt gegangen. Sie kommen über das Unrecht, das ihnen zugefügt wurde, nicht hinweg. Die Wunde ist auch nach langer Zeit noch so frisch wie am ersten Tag, ja sie wird immer schmerzlicher und unerträglicher. Dazu kommt das Schamgefühl; obwohl sie Opfer wurden und an dem Vorfall ganz unschuldig sind, fühlen sie sich doch vor den Verwandten und Bekannten entehrt, schämen sich aufs tiefste, glauben sich verachtet und legen dementsprechend die Worte und Verhaltungsweisen der Mitmenschen aus. Daher fliehen sie die Gesellschaft und ziehen sich ganz zurück.

Diese Personen, die verzweifelten und die seelisch niedergeschlagenen, bedürfen besonders des Trostes und der Aufmunterung. Sie brauchen religiösen, übernatürlichen Trost, sie brauchen aber auch natürlichen, menschlichen Trost. Aus der ganzen Art und Weise, wie man mit ihnen verkehrt, sollen sie fühlen und erkennen, daß sie an Ansehen nichts eingebüßt haben, sondern daß man sie ehrt und schätzt wie früher, daß man bestrebt ist, in Liebe ihr schweres Los zu erleichtern. Ein solches Verhalten wirkt mehr als ein Viel von Worten. Wichtig ist ferner, daß die Betroffenen nicht zu einsam sind, nicht Zeit haben zum Nachsinnen, sondern mit Arbeiten beschäftigt sind, die sie interessieren, erfreuen und ablenken. Dadurch werden die quälenden Erinnerungen immer mehr zurückgedrängt und neuer Lebensmut stellt sich ein.

Schwieriger wird die Lage, wenn sich *Folgen* der Gewalttat einstellen, die Frau oder das Mädchen aus dem Stuprum schwanger geworden ist. Daß eine Wegnahme des werdenden Fötus schwer sündhaft und deshalb verboten ist, wurde schon betont. Dafür muß um so mehr für die materielle Schadloshaltung gesorgt werden. Ist der Täter zu belangen, so hat er nach den geltenden staatlichen Gesetzen für allen Schaden aufzukommen. Er hat zu tragen die Kosten für den ganzen Unterhalt und die Erziehung des Kindes, ebenso die Kosten der Entbindung usw.; er hat seinem Opfer aber auch alle anderen Schäden zu ersetzen, die aus der Vergewaltigung entstanden sind, z. B. dafür, daß es für das Mädchen schwerer oder überhaupt unmöglich geworden ist, noch einen Ehepartner zu finden. Vielfach ist aber, besonders in Kriegszeiten, der Täter unbekannt und daher nicht zu belangen. Auch in diesem Fall darf gegen das neue Leben nicht vorgegangen werden; die werdende Mutter muß das schwere Kreuz auf sich nehmen. Gott wird ihr die schweren Opfer reich vergelten. Um aber der unfreiwilligen Mutter das Opfer so viel als möglich zu erleichtern, sollen

einerseits die Angehörigen, Freunde und Bekannten der so schwer Geprüften alles tun, um sie materiell und seelisch zu unterstützen, andererseits hat unter Umständen der Staat für Mutter und Kind Sorge zu tragen. Der hochwürdigste Herr Ordinarius von Linz schreibt dazu: „Bildet das aufgezwungene Kind eine Gefahr für den Frieden im Hause . . . oder für das Fortkommen der Mutter, so soll es möglich sein, dieses Kind auf öffentliche Kosten in Heime abzugeben. Nur so kann auf moralisch einwandfreie Weise dem vorgebeugt werden, daß zum Unrecht an der Mutter noch das Unrecht am Kinde hinzutritt; nur so wird es dem Ärztestand möglich sein, sein hohes Berufsethos zu wahren." Übrigens wird manche Frau, obwohl unfreiwillig Mutter geworden, doch — sich selbst überwindend — auch einem solchen Kinde ihre mütterliche Liebe und Sorge zuwenden und es nicht von sich lassen.

Linz a. d. D. *Dr. Ferdinand Spiesberger.*

Eindrücke aus der Rückkehrerseelsorge. Wer den Ansturm der Rückkehrer zur Kirche im Frühjahr 1934 mitgemacht hat, wird die Richtlinien, die die Bischöfe für die jetzige Rückkehrbewegung gegeben haben, mit Freude begrüßt haben. In der Bewährungszeit, die keine bloße Wartezeit sein soll, soll der Rückkehrende Gelegenheit haben, sich über die Glaubenswahrheiten zu informieren. Es soll ihm aber auch Gelegenheit geboten werden, sich über seine individuellen Schwierigkeiten auszusprechen. (Siehe Weisungen des Bischofs von Linz.) Diese *Aussprachen* sind etwas vom Wertvollsten — auch für den Seelsorger. „Endlich habe ich einmal Gelegenheit, mich mit einem Priester auszusprechen. Seit Jahren habe ich mich schon darnach gesehnt", sagte ein Mann. Und der Seelsorger denkt sich: „Endlich habe ich einmal Gelegenheit, mit Fernstehenden aller Bildungsgrade unter vier Augen zu reden." In diesen Aussprachen habe ich selber viel gelernt. Sie werden mir vielleicht die schönste Seelsorgserinnerung bleiben. Es kommt nur darauf an, daß man die Leute zum Reden bringt. Eines muß man vermeiden. Man darf, wie mir ein junger Doktor sagte, den Rückkehrer nicht von oben her behandeln, er muß das Gefühl haben, daß dem Seelsorger persönlich etwas daran gelegen ist, ihm wieder aufzuhelfen.

Wir dürfen nicht vergessen, daß manche der Gang zum Pfarrer sehr schwer ankommt. Ein junger Akademiker ist mehr als einmal umgekehrt, bis er es endlich gewagt hat. Viele warten heute noch; sie müssen erst innerlich reif werden und hoffen, dann ein ganzer, gläubiger Mensch zu werden.

Viele sind aus der Kirche ausgetreten, die lange zuvor schon „abgefallen" waren. Offen und ehrlich haben mir viele auf meine Fragen gestanden, wie sie selber schon lange der Kirche und dem kirchlichen Leben entfremdet waren. Es hat freilich auch solche gegeben, die nach wie vor in die Kirche gegangen sind und die ganze Tragweite des Abfalls nicht erfaßt haben. Für uns Seelsorger lehrreich ist die nicht gar so geringe Zahl von — ehemaligen Ministranten, Institutszöglingen, Mitgliedern katholischer Jugendvereine usw. unter den Ausgetretenen. Bitte, alles aus meiner Sicht! Viele sind nicht ausgetreten, aber — abgefallen. Sie sind für uns die allergrößten Sorgenkinder, weil wir an diese gar nicht herankommen. Ihre Zahl ist groß. Was sollen wir tun?, so frage ich mich oft. Viele haben bewußt Christus aufgegeben, weil sie vor einem Menschen kapitulierten und die ganze neuheidnische Ideologie in sich aufgenommen haben. Viele sind uns des-

halb verloren gegangen, weil sie nur in die Kirche hineingeboren worden sind. Sie haben das, was sie von den „Vätern" ererbt haben, niemals geistig erworben; sie nicht, und auch ihre Eltern schon nicht mehr.

Aus der Revertitenseelsorge können wir sehen, wo bei uns „Hohlräume" waren, die dem Ansturm neuer Ideen nicht standgehalten haben. Ich habe mich davon überzeugen können, daß die Lehre von der *Erbsünde*, der *Erlösung* und der *Gnade* vielen etwas ganz Fremdes geworden ist, und daß viele, viele nur an etwas „Höheres" noch geglaubt haben, das sie auch Gott nannten, aber nicht mehr an Christus, den Sohn Gottes. Das ist der wunde Punkt, ein Ergebnis der Aufklärungsperiode und des Naturalismus. Von diesem Geiste waren so viele angesteckt, die sich noch Christen nannten. Die Tausende, die über Nacht dazu bereit waren, ihre Kinder nicht mehr taufen zu lassen, die Sakramente nicht mehr brauchten usw., haben uns die Augen geöffnet, wo und wie weit es gefehlt hat. Es gibt vergessene Glaubenswahrheiten, die unsere Menschen ganz kalt lassen. Hat uns das nicht etwas zu sagen? Es gibt auch jetzt noch viele, die nur *gottgläubig* sind. Die Gottgläubigkeit lag und liegt noch in der Luft. *Dr. H. Stieglecker* hat in der Theol.-prakt. Quartalschrift, 92. Jg., 1939, 1. Heft, eine Bemerkung gemacht, an die ich mich in den letzten Jahren oft erinnert habe. Sie verdient, von allen Seelsorgern beherzigt zu werden:

„Der wirklich gefährliche Feind des Christentums ist nicht der Atheismus, mag er noch so wild um sich hauen und auch schwere Blutopfer fordern; zu einer allgemeinen und dauernden Herrschaft ist er untauglich, weil eben doch eine große Zahl von Menschen über die Beweise für das Dasein Gottes nicht hinwegzukommen vermag. Die Gefahr der Zukunft ist vielmehr die Gottgläubigkeit, die die Offenbarung ablehnt; ihr strömen heute auf der ganzen Erde die Massen zu, zunächst aus den oberen Schichten und allmählich auch aus den unteren, namentlich dann, wenn sie einmal zwischen den zwei Extremen, Christentum und Atheismus, den eben doch viele verabscheuen, die Gottgläubigkeit als vermeintlich goldene Mitte entdeckt haben. Christentum und Gottgläubigkeit: das werden also die Kräfte sein, die in der Zukunft einander gegenüberstehen und die um die Seelen ringen werden. Aber eines ist sicher: der Kampf wird zwar mit den Waffen des Denkens und des Wissens geführt werden, aber die Entscheidung wird auf einem anderen Gebiete fallen; der Sieg wird dort sein, wo die größere Liebe ist" (A. a. O., S. 108).

Haben wir diesen modernen „Mohammedanismus" geistig überwunden? Wie begegnen wir ihm? Die verschiedensten Vorgänge auf religiösem Gebiet in Stadt und Land müssen uns doch die Augen dafür geöffnet haben, wo wir stehen. Die Revertiten selber haben mir vielfach recht gegeben. Diese Dinge sind in der Luft gelegen. Dazu hat es keine Propagandaliteratur gebraucht. Die Ausgetretenen haben staunenswert wenig von diesen Schriften gelesen. Auch der „Mythos" spielte keine große Rolle. Die Bereitschaft hatte weiter zurückliegende Ursachen in der ganzen flauen Glaubenshaltung. Unsere Schäflein haben nichts mehr gewußt vom Reichsein in jeglichem Wort und in jeglicher Erkenntnis Christi; darum haben sie so schnell alle möglichen Schlager in Kauf genommen. Ein Revertit hat im Felde ein Buch über die „Gottgläubigkeit" in die Hand bekommen. Der Erfolg war, daß er davon so genug hatte, daß er damals schon den Ent-

schluß faßte, wieder in die Kirche zurückzukehren. Das ist bezeichnend! Ich muß sogar sagen, daß viele der Rückkehrer sehr viel guten Willen zeigen und großes Interesse an aufklärender Lektüre haben. Daß oftmals der große Katechismus als interessant bezeichnet wurde, als ein Buch, „das man erst als Erwachsener lesen soll", ist vielsagend. Freilich haben viele auch große Schwierigkeiten, über die sie nicht so schnell hinwegkommen. „Das Christentum", schreibt ein Franzose, „ist Träger eines Mysteriums, das es den Menschen vermitteln soll; nun haben aber die Menschen den Sinn für das Mysterium verloren." Meßopfer, Sakramente, Kirche, besonders die Ohrenbeichte, sind solche Dinge, die manche nicht mehr erfassen wollen. Einer glaubt heute wieder an Christus und seine Wunder, aber die Kirche braucht er nicht. Es glauben manche, ohne die Kirche auskommen zu können. Diese Fälle sind die schwierigsten. Die Vorurteile gegen die „politisierende Kirche", gegen die „volksfremde" oder gar „menschheitsfremde" Kirche sind leichter beseitigt.

Priesterärgernisse wurden selten erwähnt. Eher waren lieblose Kirchengänger ein Grund der Entfremdung. Das Freiwerden vom Religionsunterricht und den religiösen Übungen lockte manchen Studenten. Schulungskurse haben das Werk vollendet. Die Erfahrungen im Leben haben manche von diesen eines Besseren belehrt.

Manche sind so erschüttert und so reumütig gekommen, daß ich an die Heimkehr des verlorenen Sohnes denken mußte, der von der Fremde genug hatte und sich nun wieder im Vaterhause wohl fühlte. Vielsagend hat einer der Heimkehrer um seine „Repatriierung" gebeten.

Manche der Heimkehrer berichten von den Gottesdiensten, Vorträgen, Bibelstunden und religiösen Aussprachkreisen in den verschiedenen Lagern. Diesen wurden großes Interesse entgegengebracht. Dort wurde oft der Entschluß reif, daheim wieder alles in Ordnung zu bringen. Also eine Seelsorge an Männern, die der Kirche mehr oder weniger fremd gegenüberstehen. Wir tun uns daheim schon schwer, die kirchentreuen zu einer katholischen Männerschaft zusammenzubringen. Das Problem Männerseelsorge steht da vor mir. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß die Männer überhaupt religiösen Fragen viel mehr Interesse entgegenbringen als die rückkehrenden Frauen. Sollten wir nicht auch in der Kirche die Männer mehr ansprechen? Erschütternd ist das Bild der Jugendlichen, die von den Eltern abgemeldet worden sind und jetzt mit Mühe und Not nachholen sollen, was sie durch Jahre versäumt haben. Es kommen einem da ganz prächtige junge Menschen unter, die jetzt auch vom Felde heimkommen, aber religiös ganz brach liegen. Ich frage: Betest du? Die Antwort ist ein aufrichtiges Nein. Gehen Sie in die Kirche zur hl. Messe? Antwort: „Ich verstehe die Zeremonien nicht, was steh' ich denn da drinnen?" Und doch hat einer zu unserer Kirche heimgefunden, weil es in unseren Kirchen durch Christi Gegenwart im Sakrament so warm ist. Oder ein anderer, weil die Kirche ihm so imponiert, oder einer, weil die Geistlichen, mit denen er zu tun hatte, immer so vornehm ihm gegenüber waren. Die selbstlose Hilfsbereitschaft einer geistlichen Krankenschwester oder der Opfertod eines Divisionspfarrers hat auch mitgewirkt zur Einkehr und Heimkehr.

Eine Frage angesichts der großen Zahl von Ausgetretenen: Hat unsere Seelsorge versagt? Dies möchte ich nicht behaupten. Versagt hat ein *verbürgerlichtes Christentum*, das in der Zeit

der Bewährung nicht standgehalten hat, weil es nichts anderes war, als ein bloßes Feiertagschristentum, oder eine Art Aufputz für Geburten, Trauungen und Todesfälle. Haben uns diese Vorgänge auf dem religiösen Gebiete nicht doch etwas zu sagen? Nicht nur etwas, sondern sehr viel. Denn jeder Seelsorger wird sich fragen: was könnte bei uns schuld gewesen sein, was könnten wir besser machen oder besser gemacht haben? Wenn ich noch eines erwähnen darf, so wäre es ein Wort von *Dr. H. Molitor* im Kommentar zum Thessalonicherbrief 2, 11 (Herders Bibelkommentar): „Mit Massenseelsorge ist nicht viel erreicht. Die bleibt zumeist an der Oberfläche haften. Dementsprechend ist auch der Erfolg. Die Wirkung ist nicht tief genug, um den ganzen Menschen im Geiste Christi umzugestalten. Das Christentum, das auf solcher Arbeit beruht, ist meist eine zweifelhafte Vermengung von Natur und Übernatur, bei der ganz bald die Natur die Führung übernimmt. Gerade bei Entscheidungen im Wesentlichen hat dann die Stimme der Übernatur nicht mehr viel zu sagen."

Das bestätigen auch die Erfahrungen mit unseren Revertiten. Sie selber geben es zu. Ja, sie bedauern es sogar, daß sie sich für das Seelische nie Zeit genommen oder keine Zeit gehabt haben. „Wir sollen Christenpersönlichkeiten heranbilden, die ihrer Berufung in den Wechselfällen des irdischen Lebens vollkommen entsprechen." Wir sollen es, aber wie?

Wie dankbar viele für diese Bildung der Einzelpersönlichkeit wären, habe ich wiederholt in den Aussprachen erfahren. Habe dabei auch gesehen, wie schön diese Art von Seelsorge wäre, da es sich ja um Leute handelt, die uns bisher fernstanden, die eine Predigt selten erreichte.

Abschließend könnte gesagt werden, daß das Wort von *W. Lauck* sich bewahrheitet hat: „Selbst die Religion dient den meisten eigentlich nur als Beruhigungsmittel, um die Behaglichkeit des Daseins voll zu machen . . . Es ist eine bürgerliche Religion ohne Zugkraft nach oben, nicht die Opferreligion Jesu. Das tritt am deutlichsten zutage, wenn Zeiten kommen, in denen die Gefahr droht, wirklich um Christi willen etwas verlassen zu müssen. Da zittert der bürgerliche Christ und opfert lieber etwas von seinem Glauben als von seinem Geschäft oder seiner Stellung." Und *Dr. P. Ketter* meint im gleichen Bibelkommentar: „Ob wohl je die Säkularisierung und Entchristlichung des öffentlichen Lebens so weit gekommen wäre, wenn die Christen ihrer Verpflichtung, dem ganzen Leben religiösen Charakter aufzuprägen, besser nachgekommen und nicht gar so bemüht gewesen wären, im Verkehr möglichst weltförmig zu erscheinen."

Linz a. d. D. *Heinrich Mayrhuber.*

Mitteilungen

Einwände gegen die Herz-Jesu-Verehrung. Man krittelt zunächst an der Textierung der *Gebete*. Hier aber gilt es in erster Linie, nachdem wir den Zusammenhang mit unserem Mittelalter und seiner innigen Sprechweise verloren haben, uns auf unsere eigene Sprache zu besinnen und eben richtig zu übersetzen! Schon das Beiwort „süß", so scheint es, will nicht jedermann zusagen. Oft kehrt dieses Beiwort in Gebeten wieder, die von der Kirche gutgeheißen sind. Wer sich daran stößt, der nehme ein Lexikon und sehe dort die vielfache Bedeutung nach, die das Wort „dulcis"

haben kann! Ähnlich ist es mit dem französischen „doux", dem italienischen „dolce". Was diesem Wort eigentlich unübersetzbar zu eigen ist, das dürfte etwa dahin umschrieben werden können, daß mit „dulcis" der Trost der Liebe ausgedrückt wird, der Trost der Liebe und Gegenliebe. Wer denkt da nicht gern an die Pfingstsequenz, in welcher der Heilige Geist gebeten wird, einzukehren in uns als „dulcis hospes animae"? Den Trost der Innewohnung des Heiligen Geistes — wer möchte ihn nicht ersehnen, wer ihn nicht festhalten, wenn er ihn empfangen hat? Der „dulcissimus Jesus" so vieler Gebete — gibt er nicht auch Trost der Liebe in übervollem Maße? Und die „dulcis Virgo Maria"? Sprechen wir nicht auch von den „viscera misericordiae" des Vaters als Zufluchtsstätte eines bedrängten Herzens, das Trost sucht in aller Bedrängnis?

Das führt uns zur zweiten Frage: Was bedeutet der immer erneute Vorwurf der *Weichlichkeit, Süßlichkeit* in der Herz-Jesu-Verehrung? Die oben erwähnten, gelegentlich beanständeten Ausdrücke könnten ja anders gewendet werden. Unsere mittelalterlichen Mystiker hatten ganz innige Beiwörter, wenn sie vom Heiland sprachen oder zu ihm beteten. Der „minnigliche" Herr, der „allerliebste Jesus" ... Viele lesen jetzt die Bücher solcher begnadeter Seelen. Fast ist es Mode geworden, sie zu kennen, Heinrich Suso, Mechthildis, Tauler und andere . . . Aber es will einem scheinen, als wäre dies nur ein ästhetisches Feinschmeckertum, das mit „Erbauung" (auch ein altmodisches Wort!) nicht gar viel zu tun hat. Die Jugendbewegung hat schöne alte Lieder ausgegraben und gesungen: „Wer leucht't uns in der finsteren Nacht? Allerliebster Jesu" . . . Aber das ging nicht tief, war wohl auch nur stimmungshungriges „Erleben"! Vergessen wir doch nicht das Wort des göttlichen Heilandes: „Ex abundantia enim cordis os loquitur" (Matth 12, 34). Die Liebe macht „schwärmerisch", ist „überschwenglich", das ist ihr Vorrecht im natürlichen Bereich; warum nicht auch im übernatürlichen? Die Liebe lebt von der Freude des Herzens. Aber da könnte wieder einmal das Wort Bischof Kepplers aus seinem (längst vergessenen!) Buch „Mehr Freude!" angeführt werden, da er im Vorwort von Menschen spricht, denen die Freude nichts ist als „Bonbons für Kinder und Damen". Freude ist „unmännlich"! Eine Scheu vor Gemütsbewegungen im Religiösen: das bedeuten die immer wiederkehrenden Einwendungen gegen die Herz-Jesu-Verehrung.

Hier könnte man nun eine Einschaltung machen. Gerade der Anteil der hl. Margareta Maria Alacoque an der Herz-Jesu-Verehrung enthält die „männlichste" Seite dieser Andacht, den *Sühne-Gedanken!* Diesen Gedanken in die Welt zu tragen, dazu ward diese Heilige vom göttlichen Heiland gesendet. Der Gefolgsmann, dem die Treue zu seinem Herrn das Höchste ist, muß er nicht entbrennen im Eifer, das seinem Herrn zugefügte Unrecht zu sühnen, gutzumachen nach besten Kräften? Unmännliches also ist wahrlich nichts in der Herz-Jesu-Verehrung.

Es kann nur die *Scheu vor Gemütsbewegungen* sein, die Scheu vor dem eigenen Herzen, die hinter dem stets mitgeschleppten Vorwurf sich verbirgt. Suchen wir Tatsachen zu sammeln als Beweise für diese Vermutung! Ein Zeichen für die Scheu vor der Gemütsbewegung ist die merkwürdige Angst vor dem Namen Jesu. Man spricht fast nur von Christus. Sogar wir Priester, wir Prie-

ster Jesu, sprechen wir nicht viel öfter von Christus als von Jesus? In Predigten, im Privatgespräch? Fast kommt es so heraus, als wäre der Name Jesus auch schon zu süßlich! Wie viel richtiger sprechen die romanischen Katholiken, die den vom Evangelium so freudig gepredigten Namen Jesus allgemein gebrauchen, und dem Namen Christus, wenn er allein steht, den bestimmten Artikel voransetzen; ist dies doch der Amtsname!

Man scheut sich vor dem Heiligsten Herzen Jesu, und man scheut sich vor dem . . . eigenen Herzen! Es ist sehr ratsam und auch durchaus angemessen, die eigenen Herzensregungen sorgfältig zu hüten. „In geistlichen Dingen viel zu reden, ist immer ein Verlust an Kraft", sagt ein erfahrener Geistesmann. Das bedeutet aber nicht, daß man Herzensregungen allzeit und überall verdächtigen müsse. Derselbe Geistesmann, es ist der bekannte Oratorianer P. W. Faber, spricht auch von „ungelüfteten" Herzen und macht die seltsame Bemerkung, daß „man sein eigenes Herz nur warm erhalten könne, wenn man darin lebt"! Wie wahr doch dieser Satz ist! Im eigenen Herzen leben und darin daheim sein, heißt doch für den Gläubigen: Gott lieben aus ganzem Herzen, mit der ganzen Seele und mit dem ganzen Gemüte; den Nächsten lieben wie sich selbst! Dazu braucht es eben Herz und Gemüt. Nur dieses Eine ist notwendig. Wohin ist diese Einheit entschwunden? Wir sind fast stolz darauf, es endlich herausgebracht zu haben, daß wir eine „Polarität" haben, daß sich das Leben aus „Kompliziertheit und Relativität" zusammensetzt, auch das geistliche Leben. Müssen wir nicht dennoch zum „Einen", zu Gott als Mittelpunkt, zurückkehren! Gewiß, es ist instruktiv, tiefer ins Seelenleben einzudringen, die vielfachen Fäden vielfacher Strebungen zu kennen, sie zu entwirren; nützlich aber kann dies alles nur sein, wenn es den Weg zeigt, zum „Einen" gesammelter vorzudringen. Aus alter Zeit klingt uns die Mahnung entgegen: disce unus esse! In dem dem hl. Albertus M. zugeschriebenen Buch „De adhaerendo Deo" steht der Satz: „Simplifica cor tuum!" Und dabei auch die Begründung: „ubi plura, ibi plicae" (Cap. V). Ja, in diesen Falten der Kompliziertheit stecken die Reste, die uns beschweren, die retardieren, die „genieren", die „hemmen". Die „Einfalt", vom Heiland so dringend empfohlen, wird von diesen vielen Falten verschlungen. Fremd sind uns daher die naiven, bei aller Rhetorik einfachen und einfältigen Gebete der romanischen Völker; aber wir haben das auch meist besessen, das einfältige Beten. Wollen wir es wiedergewinnen, dann nur nicht fliehen vor dem „Centrum omnium cordium", nicht scheu bleiben vor dem „Fons totius consolationis", vor dem „Fornax ardens caritatis"! Nähern wir uns bewußt und mit allem Vertrauen dem Heiligsten Herzen Jesu; es wird auch an uns erfüllt werden, was in der „Nachfolge Christi" (IV. Buch, 5. Kap.) steht: „Unde si mihi non licet haurire de plenitudine fontis nec usque ad satietatem potare, apponam tamen os meum ad foramen caelestis fistulae, ut saltem inde guttulam modicam capiam . . . conabor devotioni insistere et cor meum praeparare, ut vel modicam divini incendii flammam . . . conquiram . ." Das Heiligste Sakrament, das Heiligste Herz Jesu: alle Polarität wird uns genommen im einen Atem der Andacht und Hingabe daran! Wagen wir es doch, aus unserem Herzen zu leben! Ein Funken Liebe ist mehr als neue Entdeckungen über den Abgrund der Menschenseele . . . Sollte es wirklich nicht möglich sein, mehr zu lieben als zu zerfasern? Es

beschleicht einen eine leise Bangigkeit, eine Befürchtung angesichts so vielfacher Bedenken, die immer wieder geäußert werden. Und diese Bangigkeit, diese Angst könnte darauf hindeuten, daß vielleicht viele Gläubige im Herzen mehr krank sind, als sie selber meinen. Gleichen sie nicht den bedauernswerten Diabetikern, denen jede natürliche Süßigkeit Gift bedeutet, denen sogar das tägliche Brot Schaden bringen kann?

Matrei a. Brenner. *Wilh. Friedr. Stolz.*

Allerlei Glaube und Brauch um St. Christophorus. Nur ganz wenige Heilige haben sich so Herz und Sinn des deutschen Volkes erobert wie der hl. Christophorus. Seine herbe Schlichtheit, sein ehrliches Gottsuchen und nicht zuletzt seine riesenhafte Kraft und Größe, gepaart mit der göttlichen Anmut und Schwäche des Kindes auf seinen Schultern, sind Züge, die der gläubige Deutsche vergangener Zeiten aber auch der Gegenwart wieder in der eigenen Brust findet oder wenigstens finden möchte. Unruhe zu Gott ist ja eines der tiefsten Merkmale der aufgewühlten Zeit, in der wir leben. Christophorus ist eine *historische Persönlichkeit*, wenn uns von ihm auch nicht mehr als sein Name und sein Martyrium unter Dezius bekannt sind. Sowohl die rein allegorische Deutung Luthers in seinen Tischreden „Von den Legenden der Heiligen" wie die von Menzel (Christliche Symbolik I, 114 ff.), Bernoulli (Die Heiligen der Merowinger, Tübingen, 1900, S. 152) und anderen vertretene Ansicht, daß Christophorus nur der verchristlichte ägyptische Anubis sei, oder gar die Theorie von Speyer und R. v. Garbe (Buddhistisches in der christlichen Legende in: „Deutsche Rundschau", 1911, S. 122 ff.) vom indischen Ursprung der Legende und schließlich die Auffassung von Jakob Grimm und anderen, die in unserem Christophorus den nordischen Thor erkennen wollen, wie Th. Schwieckerts Behauptung (Zeitschrift für Volkskunde N. F. III, 1931, S. 14 ff.), Christophorus sei ein Überrest aus den altgermanischen Seelenüberfahrtssagen, sind von maßgebender Seite als völlig haltlos und irreführend zurückgewiesen worden. Überall darf die Legende entstanden sein, nur auf katholischem Boden darf sie nicht gewachsen sein. Und sie ist es doch, und sogar auf süddeutschem.[1])

Die *Verehrung des Heiligen* setzt im Orient im 5. Jahrhundert ein und findet bald darauf den Weg nach Italien. Durch den Siegeszug des Martyrologium Hieronymianum zu Beginn des 7. Jahrhunderts wird auch der Christophoruskult nach Gallien und Deutschland gebracht, wobei, besonders seit Anbruch des zweiten Jahrtausends, die Benediktiner und Zisterzienser Bahnbrecher geworden sind. Auffällig ist, daß Österreich bis in die Reformationszeit herein soviel wie keinen Christophoruskult aufweist. Die älteste, bisher bekannt gewordene *Passio*, in griechischer und lateinischer Sprache geschrieben, ist stark von den um die Mitte des 5. Jahrhunderts entstandenen Bartholomäusakten abhängig. Sie wurde aber bald durch die in Prosa und Poesie von Walter von Speyer gegen Ende des 10. Jahrhunderts verfaßte und reicher ausgestattete *Legende* abgelöst. Die Christusträgerlegende taucht aber erst um die Mitte des 12. Jahrhunderts an zwei weit entfernten

[1]) Vgl. dazu: *Hans Friedrich Rosenfeld*, Der hl. Christophorus, Leipzig, O. Harrassowitz, die beste und umfassendste Arbeit über den Christophoruskult, und meinen Aufsatz in dieser Zeitschrift, 1935, S. 317 ff.

Punkten auf, nämlich in einem 1145 vollendeten Gemälde in der Katharinenkapelle der Burg Hocheppan in Südtirol und auf einem um 1150 entstandenen Kapitell in der Christophoruskirche zu Rio Mau in Portugal. In die Literatur hat erst Jacobus de Voragine in seiner berühmten Legenda aurea das Christusträgermotiv gegen Ende des 13. Jahrhunderts eingeführt. Und damit schließt im Wesentlichen auch die Entwicklung der Legende ab. Ob man den Künstlern, bzw. Schriftstellern dieser Zeit eine solche Kenntnis der altägyptischen, indischen oder nordischen Religionsgeschichte zutrauen darf, daß sie von dort die Anregung zu dieser Darstellung bezogen haben, wird wohl leisen Zweifeln begegnen. Man muß sich vielmehr wundern, daß die Legende so spät aufgekommen ist, da schon der hl. Ignatius der Martyrer in einem seiner Briefe kommunizierende Christen „Christusträger" nennt. *Rosenfeld* tritt (a. a. O. S. 351) geradezu dafür ein, daß Christophorus nur die ehrenvolle, einem Märtyrer gebührende Bezeichnung für den Christianus der Bartholomäusakten ist.

Die so ausgestaltete Legende hat nun ungemein befruchtend auf Glauben und Tun des mittelalterlichen Menschen eingewirkt. Da ist vor allem der Glaube an den unheilabwendenden Blick. Es gibt nach dem Volksglauben nicht nur einen bösen Blick, der den Betroffenen Unheil bringt, sondern auch einen guten, der vor allem von heiligen Personen ausgeht und jene heiligt oder ihnen hilft, auf die er fällt (vgl. Jahrbücher f. d. klass. Altert. 1923, S. 130—152, und *Seligmann*, Zauberkraft des Auges, Hamburg, 1922, S. 450—457). Mit diesem Glauben an den guten Blick hängt auch die zu Beginn des 13. Jahrhunderts aufkommende Sitte zusammen, auf das *Bild* des hl. Christophorus zu sehen, um dadurch Abwendung von drohenden Gefahren, besonders von plötzlichem Tod, zu erlangen. Wenn *wir* auf das Bild blicken, dann schaut natürlich auch der *Heilige* uns an und wendet uns die Kraft seines Blickes zu. Das älteste Zeugnis für diesen Glauben ist die Inschrift eines um 1220 entstandenen riesigen Christophorusbildes an der Westseite der Kirche in Biasca an der Mündung des Blenio in den Ticino (Schweiz). Dieses Bild hat die später in allen möglichen Abwandlungen immer wiederholte Inschrift: XRIS(T)O VISA FORI MANU E INIMICA DOLORI, in lesbares Latein übertragen: Visio Christofori mane est inimica dolori. Rosenfeld führt in seinem Buche (S. 420 ff.) noch eine Reihe solcher Bildinschriften aus dem 13. Jahrhundert an, die alle besagen: Wer das Bild anblickt, bleibt vor jedem Schaden tagsüber bewahrt. Erst auf einem Holzschnitt von 1423, dem ältesten datierten Holzschnitt überhaupt, wird das „Übel überhaupt" auf das im Mittelalter am meisten gefürchtete Übel, auf einen plötzlichen Tod ohne Sakramentsempfang, eingeschränkt:

Christophori faciem die quacumque tueris,
Illa nempe die morte mala non morieris.

Mit dem Glauben an den Blick auf das Bild hängt unlöslich die Größe des Bildes zusammen. Strittig ist nur die Frage nach dem Vorrang. Uns scheint, daß die Größe, weil in der Legende begründet, das Ältere ist und daß man später, bewußt oder unbewußt, die Größe des Bildes damit erklärte, daß man es überall sehen kann oder daß er, der beliebte Pilgerführer, über alle Hemmungen hinwegsehen kann. Wenn *Rosenfeld* (a. a. O. S. 423 ff.) davon spricht, daß der Blick auf das Christophorusbild sehr wohl mit dem damals aufkommenden Aufheben und Anschauen der

konsekrierten Hostie (vgl. *Peter Browe*, Verehrung der Eucharistie im Mittelalter, München, 1933, S. 55 u. 59) zusammenhänge, wird man zustimmen müssen; denn der Priester ist in diesem Augenblick sichtlich Christophorus, und nicht wenige begnadete Seelen haben ja in der konsekrierten Hostie das Gotteskind leibhaftig gesehen.

Leider wurde mit den Christophorusbildern auch viel Unfug und Aberglauben getrieben, so daß Erasmus von Rotterdam in seinem Enchiridion militis christiani (can. 4) und im Encomium Moriae scharf dagegen auftrat. Aber durchgedrungen ist er nicht. Noch 1750 stieß trotz allem Wettern der Reformatoren gegen die katholische Heiligenverehrung die Entfernung eines Christophorusbildes in der lutherischen Kirche zu Breckerfelde auf starken Widerstand seitens der Bevölkerung (Sartori, Westfalen, 58).

Während man lange Zeit eine Abneigung hatte, dem Heiligen Kirchen zu weihen, finden wir ihn, wenigstens in Oberitalien, sehr oft als *Patron von Siechenhäusern*. Er hat stellenweise den heiligen Rochus als Pestpatron geradezu verdrängt. Doch darf man bei „Pest" nicht gerade an diesen Würgengel denken, sondern muß darunter überhaupt jede Krankheit verstehen, wie aus der Umschrift des Wormser Bildes aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts sich ergibt.

Mit der Aufnahme des heiligen Christophorus unter die 14 heiligen N o t h e l f e r, die in den Diözesen Bamberg und Regensburg am frühesten bezeugt sind, sind auch Segens-, Beschwörungs- und Gebetsformeln zu Ehren des Heiligen in Umlauf gekommen. So begegnet uns sein Name bei der Weihe von Gartenfrüchten (Blühen seines Stabes nach der Legende!), in Wettersegen (Gottes Versprechen, daß der Ort, wo sein Leib begraben ist, von Unwetter verschont bleiben werde), in Formeln gegen das Fieber (10. Jahrhundert), gegen Augenkrankheiten (weil er das Auge des Königs geheilt) usw. Daneben erscheinen auch ganz abergläubische Gebete bei Schatzgräberei usw. Solche Gebete, auch Christophorusbuch genannt, wurden zusammengestellt und sind uns in Sagen und Prozessen aus dem Mittelalter vielfach bezeugt (vgl. J. A. Tafinger, Dissertatio de invocatione S. Christophori ad largiendos nummos. Tübingen, 1748, und Ch. M. Pfaff, Untersuchung des sogenannten Christofelgebets, Frankfurt/M., 1748).

Mag auch der höhere Klerus und der Adel seinem Kult wegen der Abenteuerlichkeit der Legende vielfach ablehnend gegenübergestanden sein, so ist der heilige Christoph seit dem 15. Jahrhundert doch geradezu eine *Lieblingsgestalt deutscher Frömmigkeit* und vor allem deutscher Kunst geworden. Ja, gerade in unseren Tagen hat der mächtige Aufschwung der katholischen Jugendbewegung, dann des Sportwesens und vor allem das Aufkommen des Kraftfahrzeuges zu seiner Verehrung viel beigetragen. Sein Name und der mystische Gottesruf zum Übersetzen haben auch auf aszetischem und literarischem Gebiet manche Anregung gegeben, wie der „Sankt Christophorus" des allzu früh dahingegangenen Dichters Rainer Maria Rilke beweist.

St. Ottilien (Oberbayern). *P. Beda Danzer O. S. B.*

Der „Hirsch am Wasserquell", Ps. 41. Der Anfang des Psalms 41 (hebr. 42), der in der Liturgie mehrfach verwendet wird, lautet im Brevier (Fer. III, Sext) und im Missale (Offertorium S. Hildegardis) nach der Vulgata: „Quemadmodum (= sicut) desiderat cervus ad

fontem aquarum, ita desiderat anima mea ad te, Deus. Sitivit anima mea ad Deum *fortem* vivum." — Das vorletzte Wort könnte ein Fehler sein, denn nach dem schönen Bilde vom Hirsch am Wasserquell erwartet man „*fontem* vivum" statt „fortem vivum". Der Tractus zur Wasserweihe am Karsamstag (Missale) läßt das kritische Wort aus und sagt nur: „ad Deum vivum".

Der hebräische Text (Ps 42,3) lautet: zameah napschi lelohim leel chaj = Sitit anima mea Deum, Deum vivum (dicens): Quando venero, ut videar (coram) faciebus Dei. Das „Deum vivum" entspricht dem hebräischen leel chaj. Das Wort chaj ist mit „Leben" (substantivisch) oder „lebendig" (adjektivisch) nicht erschöpfend übersetzt, denn es bedeutet etwas mehr, nämlich „Leben" und „Lebensquell", „lebendig" und „frisch", wie auch das zugehörige Verbum chajah „leben" und „beleben" bedeutet. Die Lesart der Septuaginta: „theòn tòn ischyròn tòn zônta" hat den Begriff „Leben" noch durch den weiteren „Kraft" ergänzt, und der Vulgata-Text hat den griechischen dann mit „fortem vivum" übernommen.

Die Übersetzung „*fontem*" *vivum* = „*Lebensquell*" würde jedoch dem Sinn des hebräischen Textes besser entsprechen, weil sie im Bilde des dem Wasserlauf bis zur Quelle folgenden Hirsches bleibt; der hebräische Text spricht nämlich anfangs noch nicht von der Quelle, sondern vom Wasserlauf, den der Hirsch hört und dem er dann dürstend bis zur Quelle folgt.

Hagen-Boelerheide. *J. Maiworm.*

Kriegsende und Tanzwut. Ein heißer Julisonntag im Sommer 1945. Auf der schnurgeraden Via Cassia geht es am Tyrrhenischen Meer entlang von Apuania nach Rom. Die Städte und Dörfer die wir durchfahren, haben durch die oft langwierigen Kämpfe stark gelitten. Trotz der schweren Zerstörungen scheint sich das Volk wieder rasch gefunden zu haben. Der ganzen Reisegesellschaft fällt es auf, daß man auf den Dreschböden der großen Gutshöfe unter freiem Himmel tanzt, oft hinter Bergen von Maiskolben und Riesenpyramiden von Preßheu, bei der schreienden Musik eines alten Grammophons. In Livorno und Pisa laden bunte Plakate zum Freilichttanz in einem Vergnügungspark; viele Varietétheater hat man eröffnet. Um Mitternacht treffen wir in den menschenleeren Straßen von Grosseto eine ältere Frau, sie wartet auf ihre Tochter: „Die arme Kleine ist erst 16 Jahre alt, sie muß sich doch unterhalten; sie ist tanzen gegangen." In Rom legte man noch vor ein paar Monaten sogar an den engen Tiberufern zwei Abendkaffees an, ein großes Parkvarieté entstand auf dem Colle Oppio in der Nähe von S. Maria Maggiore und nur wenige Schritte von der Domus aurea des Nero entfernt; auch dort tanzte man einmal, heute aber tropft das Wasser aus dem verfallenen Gemäuer . . .

Der italienische Klerus steht dem Tanzen sehr ablehnend gegenüber, vielleicht oft ablehnender, als es nach der Ansicht der meisten Moralisten notwendig wäre. Vor allem in Norditalien sind die Seelsorger sehr agil und kämpfen auf der Kanzel und im Beichtstuhl gegen die Tanzwut, hie und da bedienen sich die Priester auch „außerordentlicher" Seelsorgemittel; dafür ein Beispiel: In einem kleinen Industrieorte Venetiens ist für einen Sonntag eine große Tanzveranstaltung angesagt. Der greise Pfarrer schweigt und lächelt ein wenig. Wie die Pfarrkinder an jenem Sonntag erwachen, sind im ganzen Dorf Flugzettel angeklebt: „Ihr

tanzt auf den Totenköpfen unserer Gefallenen, ihr tanzt im Meer der Tränen unserer Witwen und Waisen, ihr tanzt unter den heimwehschweren Seufzern unserer Gefangenen. Tanzt nur ruhig weiter! Euer Pfarrer."[1]) Der Tanz am Nachmittag fand noch statt, es war aber der erste und der letzte im Dorf.

Linz a. d. D. *Dr. Karl Böcklinger.*

Römische Erlässe und Entscheidungen

Ausdehnung der außerordentlichen Firmgewalt bei Todesgefahr. Gemäß can. 782, § 2, CIC., ist außerordentlicher Spender der Firmung auch der Priester, dem entweder durch das allgemeine Recht oder durch ein besonderes Indult des Apostolischen Stuhles diese Fakultät gewährt wurde. Diese Ermächtigung wurde bisher nur selten gegeben. Wiederholt wurde in Rom die Bitte gestellt, ausgiebiger als bisher auch einfache Priester mit der Firmgewalt zu betrauen. Im ersten Schema des Codex fand sich ein eigener Canon, demzufolge dem Pfarrer die Vollmacht eingeräumt war, in Todesgefahr zu firmen. Aus unbekannten Gründen wurde aber dieser Canon wieder fallen gelassen. Das Problem wurde weiter erörtert. Vor allem machte sich der gegenwärtige Präfekt der Sakramentenkongregation, Kardinal Dominicus Jorio, zum Anwalt der Ausdehnung der Firmgewalt. Der Heilige Vater Pius XII. gab den Auftrag, die Frage genau zu studieren. Wenn auch die Firmung nicht heilsnotwendig ist, so erteilt sie doch wertvollste religiöse Güter, vor allem auch einen höheren Grad der Gnade im Diesseits und eine höhere Stufe der Seligkeit im Jenseits.

Das nach eingehender Beratung im Auftrage des Heiligen Vaters von der Sakramentenkongregation ausgearbeitete Dekret wurde am 20. August 1946 approbiert und in den Acta Apostolicae Sedis XXXVIII, Nr. 11, pag. 349—358, veröffentlicht Der Inhalt des aufsehenerregenden Dekretes, das eine teilweise Rückkehr zur Presbyterfirmung anbahnt, ist in der Hauptsache folgender:

1. Auch im Falle der Todesgefahr steht in erster Linie dem Bischof das Recht zu, die Firmung zu spenden. Den außerordentlichen Spendern ist es in diesem Falle bei Strafe der Nichtigkeit untersagt, sich ihrer Vollmacht zu bedienen.

2. Das Dekret erteilt dann durch eine allgemeine Delegation des Heiligen Stuhles einigen außerordentlichen Spendern die Gewalt, bei Todesgefahr zu firmen. Es sind dies: Die Pfarrer, die einem eigenen Pfarrbezirk vorstehen; die Pfarrvikare der inkorporierten Pfarren nach can. 471; die Pfarrverweser (vicarius oeconomus) nach can. 472; ferner jene Priester, die in einem bestimmten Amtsbezirk die volle Pfarrseelsorge ausüben, wenn sie auch nicht die Amtsbezeichnung „Pfarrer" führen. Die Vollmacht ist streng persönlich und kann nicht delegiert werden. Ausgeschlossen von der Vollmacht sind alle übrigen Pfarrgeistlichen, von denen die can. 474—76 handeln (vicarius substitutus, vicarius adjutor, vicarius cooperator).

[1]) „*Voi ballate* sulle teste dei nostri morti. *Voi ballate* nel mare delle lagrime delle nostre madri e degli orfani. *Voi ballate* nei sospiri nostalgici dei nostri prigionieri: *Ballate pure!* Il Vostro parocco."

3. Die Firmung kann von den Bevollmächtigten nur innerhalb des Amtsbezirkes an Gläubige, Erwachsene und Kinder, gespendet werden, die noch nicht gefirmt sind und sich infolge schwerer Krankheit in wirklicher Todesgefahr befinden. Das Dekret trat mit 1. Jänner 1947 in Kraft.

Linz a. d. D. *Dr. J. Obernhumer.*

Bericht über die Tätigkeit der Rota Romana. Im Jahre 1945 hat das Tribunal der S. Rota Romana 79 Eheprozesse mit einem Endurteil abgeschlossen. Davon wurden 37 Fälle positiv und 42 Fälle negativ entschieden. Aufschlußreich ist eine Gliederung des Klagegrundes, der jeweils Anlaß des Prozesses gewesen ist. So wurden 29 Fälle wegen vis et metus eingebracht, bei 15 Fällen lag impotentia vor und bei weiteren 15 exclusio boni prolis. Condicio apposita war der Klagegrund in 9 Fällen. Die Aussichten auf ein positives Urteil sind, wie folgende Aufstellung zeigt, am günstigsten bei vis et metus, exclusio boni prolis und amentia; sie sind am geringsten bei impotentia und condicio apposita.

vis et metus	29	Prozesse	13	positiv	16	negativ
impotentia	15	„	3	„	12	„
exclusio boni prolis	15	„	9	„	6	„
condicio apposita	9	„	3	„	6	„
exclusio boni sacramenti	3	„	2	„	1	„
amentia	4	„	4	„	—	„
defectus consensus	1	„	1	„	—	„
impedimenta matrimonialia	3	„	2	„	1	„
	79	Prozesse	37	positiv	42	negativ

(A. A. S. XXXVIII, Nr. 6, pag. 213.)

Linz a. d. D. *Dr. Franz Zauner.*

Kreuzwegablässe. 1. Mit Dekret vom 6. August 1757 wurde bestimmt, daß bei der frommen Übung des Kreuzweges, wenn sonst eine Verwirrung entstehen könnte, das *Volk* auf seinem Platze bleibt und nur der Priester mit zwei Klerikern (Ministranten) herumgeht, bei jeder Station haltmacht und dort die gewohnten Gebete verrichtet, während die übrigen abwechselnd antworten. Auf eine Anfrage hat nun die Hl. Apostolische Poenitentiarie entschieden, daß die Norm dieses Dekretes nur für die öffentliche Übung des Kreuzweges in der Kirche gelte, nicht aber auch, wenn er von Religiosen in ihren Oratorien verrichtet wird.

2. Eine weitere Anfrage ging dahin, ob unter den Umständen, auf die sich die Dekrete vom 27. Februar 1901 und 7. Mai 1902 beziehen, wenn nämlich in den Oratorien der *Religiosen* wegen der Enge des Raumes nicht alle zugleich ohne Verwirrung von einer Station zur andern gehen könnten, sie die Kreuzwegablässe gewinnen können, wenn nur ein Mitglied herumgeht und bei jeder Station die gewohnten Gebete vorliest, die übrigen aber auf ihrem Platz bleiben und dort bei jeder Station aufstehen und niederknien. Die Antwort lautete „Affirmative".

3. Eine dritte Anfrage schließlich lautete, ob unter denselben Umständen, wie sie eben für die Religiosen dargelegt wurden, auch die Gläubigen, die im Sinne des *can. 929* C. I. C. zum Zwecke des Strebens nach Vollkommenheit, des Unterrichtes, der Erziehung oder auch der Erholung ein gemeinsames Leben führen einschließlich des Dienstpersonals, die Kreuzwegablässe gewinnen

können, wenn ein Mann, bezw. eine Frau bei den Kreuzwegstationen herumgeht und die gewohnten Gebete verrichtet. Auch diese Frage wurde positiv entschieden (vgl. A. A. S. XXXVIII [1946], Nr. 5, p. 160).

Linz a. d. D. *Dr. J. Obernhumer.*

Aus der Weltkirche

Von *Dr. Joseph Massarette*, Luxemburg

Kurzer Rückblick auf acht Jahre eines arbeits- und glorreichen, gottgesegneten Pontifikats: Die Enzykliken Pius' XII. — Weitsichtige Stellungnahme zu wichtigen Zeitfragen. — Die große Kardinalspromotion. — Nach erfolglosen Bemühungen zur Erhaltung des Völkerfriedens rastlose caritative Tätigkeit.

Nach einem Konklave von 22 Stunden, dem kürzesten seit dem Jahre 1621, erkoren die Kardinäle am 2. März 1939 einen Papst, wie ihn die Kirche in drangvoller Zeit brauchte und wünschte. In dem bisherigen Kardinalstaatssekretär *Eugenio Pacelli* konnten und mußten die Mitglieder des erhabensten Senates die geistig für das höchste Amt bestgeeignete, am gründlichsten vorbereitete Persönlichkeit erblicken. Immer und überall hatte er mit schlichter Selbstverständlichkeit seine überragenden Fähigkeiten und erstaunlichen Sprachkenntnisse, seine hinreißende Rednergabe dem Dienste Gottes und der Kirche geweiht. Höher wohl als jeder andere Vorzug erschien Pacellis priesterliche Gestalt, umstrahlt von einem makellosen Leben, von der sichtbaren Inbrunst einer im innigen Gebetsverkehr mit Gott genährten Frömmigkeit, und von jenem Ernst, der sein Wesen erfüllt. Aus seiner religiösen Edelnatur, der gesammelten, tiefgegründeten Tätigkeit seines geistigen Lebens erwuchsen sein apostolischer Eifer, seine peinliche Gewissenhaftigkeit, seine äußerst zähe Hingabe an die Pflicht.

Schon als jungen Priester hatte es Pacelli gedrängt, sich ganz der Seelsorge zu widmen, ohne daß ihm dies ermöglicht wurde. Als Kardinal hegte er den Herzenswunsch nach einer Diözese, wo er ausschließlich als Seelenhirt wirken könnte. Nachdem dann Gott der Herr ihm die Diözese aller Diözesen anvertraut, ihm, als dem obersten Hirten, die volle, absolute Jurisdiktion über die ganze Kirche übertragen hatte, konnte *Pius XII.* seit nun mehr acht Jahren ein herrliches Pontifikat mit Kundgebungen und Taten füllen, die ihm einen der ersten Plätze in der Reihe der größten Päpste sichern. Er wiederholte bei jeder Gelegenheit, daß vor allem Anerkennung und Beobachtung eines allgemeinen *Sittengesetzes* nottut. Bereits die erste hochbedeutsame Enzyklika „*Summi Pontificatus*" vom 20. Oktober 1939 nennt als Hauptursache, letzten Grund der (vor dem Krieg bestehenden) Not die Entchristlichung der Welt, die Laisierung der Gesellschaft, die Loslösung von Christus. Die für jedermann verbindliche sittliche Norm wurde aufgegeben, das menschliche Recht wurde der sittlichen Autorität entkleidet, auf der der Staat gegründet sein müßte. Nur Achtung vor dem Naturrecht und Rückkehr der Nationen zu den Lehren des Evangeliums kann Rettung bringen.

Aus der Fülle der köstlichen Früchte einer weitblickenden, rastlosen Lehr- und Hirtentätigkeit kann hier nur Weniges her-

vorgehoben werden. Einen umfassenden, tiefgründigen, lichtvollen, in jeder Beziehung vortrefflichen Traktat über Wesen und Aufgaben der *wahren Kirche Christi* bietet die große Enzyklika über die Kirche als Mystischen Leib Christi („Mystici Corporis Christi") vom 29. Juni 1943; sie müßte weitesten Kreisen näher bekannt werden. Ein Nachwort faßt die Glaubenslehre über die Gottesmutter zusammen und betont insbesondere ihre Stellung im Heilsplan der Erlösung und die Macht ihrer Fürbitte.

Wenn Pius sich bei jeder Gelegenheit die Hebung des *Marienkultes* angelegen sein läßt, so legt er das Hauptgewicht auf die Mariennachfolge, ohne die ersterer nur ein eitler Zeremoniendienst wäre. Mehr als je braucht unsere Zeit das Marienideal der Innerlichkeit, Jungfräulichkeit und Mütterlichkeit und ist auf die gütige unbegrenzte Hilfe der Himmelskönigin angewiesen. Indem der Heilige Vater am 31. Oktober 1942 die feierliche Weltweihe an das Unbefleckte Herz Mariä vornahm, erfüllte er einen Wunsch der Allerseligsten Jungfrau, den sie am 13. Mai 1917, dem Tage der ersten Erscheinung in Fatima in Portugal (an dem die Bischofskonsekration Msgr. Pacellis, des künftigen Papstes, stattfand), dort drei Hirtenkindern mitgeteilt hat. Zweimal richtete Pius eine Rundfunkansprache an die in Fatima zusammengeströmten Katholiken, am 31. Oktober 1942 und 13. Mai 1946, bei der Krönung der Madonna, wo er sich durch Kardinal Aloisi Masella vertreten ließ. — Sein silbernes Bischofsjubiläum im Mai 1942 wollte er in ziemlich schlichter Weise feiern; er nahm davon Anlaß, die auf starkem Glauben beruhende Siegeszuversicht der Kirche zu betonen, zu der die Liebe der Katholiken beständig wachsen soll.

Für die neuzeitliche *Bibelforschung* war Leos XIII. Enzyklika „Providentissimus Deus" vom 18. November 1893 bahnbrechend. Pius XII. wollte in seinem Rundschreiben „Divino afflante Spiritu" vom 30. September 1943 die markantesten Fortschritte im Schriftstudium während 50 Jahren hervorheben, neue Begeisterung wecken und zeitgemäße Anregungen zur Förderung der exegetischen Wissenschaft auf dem durch das unfehlbare Lehramt gewiesenen Wege geben.

Bestrebt, den seit beiläufig einem Jahrtausend von der auf Petrus gegründeten römischen Mutterkirche getrennten *orientalischen Kirchen* die Rückkehr zur Einheit zu erleichtern, erließ Pius XII. zwei Enzykliken. Die erste, „Orientalis Ecclesiae decus" vom 9. April 1944 erschien zum 1500. Todesjahr des hl. Cyrillus von Alexandrien. Das Rundschreiben „Orientales omnes" vom 23. Dezember 1945, das erst am 20. Jänner 1946 im „Osservatore Romano" veröffentlicht wurde, knüpft an den 350. Jahrestag der Wiedervereinigung der Ruthenen mit dem Apostolischen Stuhl an.

Durch Ernennung von *zweiunddreißig Kardinälen* aus allen Erdteilen und den meisten größeren Ländern sollte dem Weltcharakter der römisch-katholischen Kirche, die ja für alle Menschen gestiftet wurde, feierlich Ausdruck gegeben werden. Bei der Ankündigung dieser wohl größten Kardinalspromotion in seiner Weihnachtsansprache 1945 erklärte Pius XII.: „Wir wollten, daß in dieser Ernennung die größtmögliche Anzahl von Völkern vertreten sei und daß sie demgemäß ein lebendiges Bild der Universalität der Kirche sei." Die Proklamierung der 32 Erwählten erfolgte im geheimen Konsistorium vom 18. Februar 1946. Im öffentlichen Konsistorium am 21. setzte Pius ihnen den Roten Hut auf. Wie der Papst den neuen Purpurträgern sagte, umspannt die für alle Men-

schen gestiftete Kirche den Erdkreis, nicht im Sinne des modernen politischen Imperialismus, sondern durch die Macht ihres religiösen, moralischen und sozialen Wirkens. Übernational schützt sie die menschliche Persönlichkeit und alles Menschliche. Ihr Leben „umarmt und heiligt alles, was wahrhaft menschlich ist".

Nach der Promotion hatten Deutschland, England, Frankreich, Polen, Ungarn wieder die ihnen traditionsgemäß vorbehaltenen Kardinäle. Erstmals wurde ein holländischer Bischof mit dem Purpur ausgezeichnet. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika, mit vier Kardinälen vor dem Krieg, erhielten einen fünften. Kanada, das bisher einen besaß, hat nun zwei. Einer Reihe von Bischöfen der Republiken Mittel- und Südamerikas wurde Aufnahme ins Hl. Kollegium zuteil. Erfreuliche Beachtung fanden auch Missionsländer. Asien, das Pius XII. einen Kardinal des orientalischen Ritus verdankt, besitzt jetzt einen zweiten im Patriarchen der armenischen Kirche. Je einen Purpurträger haben nun auch China und Australien. Obwohl von den 32 roten Hüten nur ein Achtel Italienern zugefallen ist, haben sie noch mehr als ein Drittel, so daß Italien eine ansehnliche Vorzugsstellung gegenüber den anderen Ländern der Christenheit behält. Eine solche Erweiterung des Kardinalskollegiums entspricht einem seit langem gehegten allgemeinen Wunsch, sind doch die Kardinäle die höchsten Berater und Gehilfen des Papstes in der Leitung und Verwaltung der Weltkirche. Mehrere Sterbefälle haben bereits die Höchstzahl von 70 Kardinälen wieder verringert.

Der Wahlspruch des neuen Papstes: „*Opus iustitiae pax*" (Der Friede, Werk der Gerechtigkeit) kündete der Welt sein Bestreben, mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln die Befriedung zu fördern. Bald sprach sein Programm auch von Liebe und Wahrheit als Fundament und Stütze der den Frieden begünstigenden Gerechtigkeit; die auf Wahrheit aufgebaute Gerechtigkeit vollendet sich in der Liebe, ihrer Sicherung und Krönung. Der Statthalter Christi sollte in ungeahntem Maße Gelegenheit haben, seine Devise charaktervoll und unerschrocken hochzuhalten.

Am 14. März 1939 erfolgte der gewaltsame, widerrechtliche Einmarsch deutscher Truppen in die Tschechoslowakei und kurz nachher, am 7. April (Karfreitag), besetzten die Italiener Albanien. Der Papst äußerte am hohen Osterfest seine bange Sorge und wies auf „die Unruhe und das Unbehagen" in vielen Ländern hin. Da ein baldiger Kriegsausbruch immer wahrscheinlicher wurde, intervenierte er unverzüglich bei den meist interessierten Mächten. Als am 24. August der Abschluß eines Vertrages zwischen Deutschland und Italien bekannt wurde, erhob Pius in einer Rundfunkbotschaft seine warnende Stimme, wobei er erklärte: „Noch ist es Zeit. Mit dem Frieden ist nichts verloren. Alles kann verloren sein mit dem Krieg." Gemäß den päpstlichen Anweisungen ließen die Nuntien in Berlin und Warschau zur Erzielung einer Verständigung nichts unversucht. Ein letzter Notschrei des Vaters der Christenheit war der dringliche Appell, den er am 31. August durch den Kardinalstaatssekretär Maglione den diplomatischen Vertretern des Deutschen Reiches, Polens, Großbritanniens, Frankreichs und Italiens beim Heiligen Stuhl überreichen ließ.

Tags darauf brach der seit 1933 von den nationalsozialistischen Machthabern vorbereitete zweite Weltkrieg aus. Im Zeichen des Hakenkreuzes, des Symbols einer totalitären Weltanschauung, der die wesentlichsten Werte unserer christlichen Kultur bis zur Würde der menschlichen Persönlichkeit geopfert werden sollten, wurde

durch den Überfall auf Polen mit voller Absicht der Feuerbrand über Europa geworfen.

Das italienische Volk in seiner großen Mehrheit haßte den Krieg. Während Mussolini, dazu entschlossen, vorläufig abwartete, rechnete der Papst mit der Möglichkeit einer kräftigen Mitwirkung des Königshauses in dem Sinne, daß Italien von dem blutigen Konflikt ferngehalten würde. Im letzten Dezemberdrittel tauschten Pius XII. und das Königspaar hochfeierliche Besuche aus. Vor dem im Thronsaal versammelten Gefolge, dem auch Mussolinis Schwiegersohn, Graf Ciano, angehörte, sagte der Papst in seiner kurzen Ansprache, dieser Besuch sei um so erfreulicher, als er vor Weihnachten erfolge, dem Fest des Friedens und der göttlichen Barmherzigkeit. Unter Hinweis auf die kriegerischen Verwicklungen bemerkte er, daß Italien, wiewohl wachsam und stark bleibend, sich des Friedens, der Wohltaten der Zivilisation, der Eintracht der Geister erfreue. — Der extreme Faschismus schien durch diese Besuche verstimmt. Als ein paar Tage später ein Brand im päpstlichen Palazzo der Cancelleria nicht geringen Schaden anrichtete, tauchte das Gerücht auf, es handle sich um einen faschistischen Racheakt. — Am 11. März 1940 äußerte der deutsche Minister des Auswärtigen gegenüber dem Papst, mit dem „Führer" seien 80 Millionen ohne Ausnahme überzeugt, diesen Krieg zu gewinnen, Frankreich und England würden noch im selben Jahre um Frieden bitten. Nach seiner Audienz sah Ribbentrop verstört aus und hatte einen Schwächeanfall; er hatte ernste Wahrheiten hinnehmen müssen. Der italienische Botschafter Alfieri mußte im Vatikan eine Beschwerde darüber vorbringen, daß in den Kirchen für den Frieden gebetet werde, während die Regierung unablässig bestrebt sei, die Gemüter aufzurütteln. Als Mussolini in seiner Antwort auf ein Papstschreiben vom 24. April eine baldige Kriegsbeteiligung ahnen ließ, trat der Heilige Vater am 5. Mai vor einer gewaltigen zustimmenden Volksmenge als Anwalt des Friedens auf. Indem der Duce am 10. Juni 1940, wo Frankreich erledigt schien, der lateinischen Schwester den Krieg erklärte, in der Hoffnung, daß ein voller Sieg bevorstehe, hat er durch diese unrühmliche, unehrenhafte Tat sein und seines Landes Schicksal besiegelt. Indem der Diktator Italien in den Krieg trieb, half er unbewußt der immanenten Gerechtigkeit zum Durchbruch. König Viktor Emanuel III., Enkel jenes „Vaters des Vaterlandes", unter dessen Ägide das „Risorgimento" mit seiner langen Reihe von Rechtsbrüchen und Gewalttaten durchgeführt wurde, verlor 1946 den Thron, und es scheint, daß dem ganzen Hause Savoyen die italienische Heimstätte verloren geht.

Am 10. Mai 1940 wurden die Grenzen Belgiens, der Niederlande und Luxemburgs überrannt. Bereits tags darauf veröffentlichte der „Osservatore Romano" an erster Stelle in Fettdruck die vom Papst an König Leopold III., Königin Wilhelmine und Großherzogin Charlotte gerichteten Telegramme. Die beiden ersten protestieren gegen die völkerrechtswidrige Invasion und erhoffen von Gott baldige Wiederherstellung der belgischen und holländischen Unabhängigkeit. Jenes an die Großherzogin besagt: „In diesem schmerzvollen Augenblick, wo das Luxemburger Volk trotz seiner Friedensliebe in den Kriegssturm gerissen wird, fühlt unser Herz sich ihm näher. Wir flehen zu seiner himmlischen Patronin um Hilfe und Schutz, damit es in Freiheit und Unabhängigkeit leben könne . . ." Die Wut wegen dieser offenen Stellungnahme führte in Rom zu Ausschreitungen: Das vatikanische Organ wurde ver-

brannt, Verkäufer und Käufer waren Mißhandlungen ausgesetzt. Gegenüber dem Botschafter Alfieri, der auf die „Gereiztheit" Mussolinis hinwies, bemerkte der Papst ruhig: „Wir fürchten uns nicht, sogar in ein Konzentrationslager zu gehen."

Pius XII. hatte sich umsonst bemüht, den zweiten Weltbrand zu verhindern und dann seinem teuren Heimatlande dessen Verheerungen zu ersparen. Über den Parteien stehend, war er unablässig bemüht, sich *vier Hauptaufgaben* zu widmen: Verkürzung des Krieges; Eindämmung seiner Greuel, Ungerechtigkeiten, des Ozeans von Leiden; caritative Maßnahmen gegenüber allen Nöten; Vorbereitung eines gerechten, dauerhaften Friedens und der notwendigen Neuordnung der Welt. In Reden, Ansprachen, Botschaften, unter Ausnützung der diplomatischen Verbindungen hob er alles hervor, was die Beendigung des Völkerringens fördern konnte. Offen verurteilte er alle Rechtsbrüche, Grausamkeiten, Unmenschlichkeiten. Wenn er gelegentlich nicht noch schärfer auftrat, lag der Grund in seinem von ihm selbst hervorgehobenen Bestreben, die Lage der Unterdrückten „nicht noch schwerer und unerträglicher zu gestalten". In einem Tadel des Papstes mochten die Betroffenen den Anreiz zu neuen Grausamkeiten finden. Er sprach am 2. Juni 1943 von den Türen, die kein Schlüssel zu öffnen vermochte, obgleich der Stellvertreter Christi nur Mitgefühl und Rückkehr zu den elementaren Gesetzen von Recht und Menschlichkeit forderte. Wie Pius in seiner Weihnachtsbotschaft von 1941 darlegte, müssen fünf Dinge von einer sittlich begründeten neuen Ordnung ausgeschlossen sein: Antastung der Freiheit, Unabhängigkeit und Sicherheit fremder Nationen, auch der kleinsten und schwächsten; offene oder gedeckte Bedrückung und Unterdrückung nationaler Minderheiten; egoistische Bestrebungen, einer weniger begünstigten Nation die Rohstoffquellen unzugänglich zu machen; hemmungslose Aufrüstung und Möglichkeit des totalen Krieges, Mißachtung der Verletzung von Verträgen, die durch wirksame internationale Organisationen zu schützen und gegebenenfalls abzuändern sind; Vernichtung der Gewissensfreiheit und Kirchenverfolgung.

Mit aller wünschenswerten Klarheit und ohne Rücksicht auf eigene Gefahr trat der Heilige Vater während des Krieges immer wieder für Recht und Gerechtigkeit, insbesondere für die vergewaltigten, geknebelten, ausgeraubten *schwachen Nationen* ein und wandte sich gegen das Machtprinzip, da Gewalt und Drang nach weiterem Lebensraum kein Recht zur Unterdrückung wehrloser Völker schaffen kann. Er betonte noch am 2. Februar 1946, ständig bestrebt zu sein, daß der Mißbrauch materieller Gewalt durch den Kult des Rechtes verdrängt werde.

Auf die von Pius in den Kriegsjahren organisierten vielseitigen *Hilfsaktionen* für Notleidende jeder Art, Ausgebombte, Flüchtlinge und Kriegsgefangene aller Nationen kann nicht näher eingegangen werden. Gott allein kennt die Zahl der unschuldig Verfolgten, die von kirchlichen Faktoren geschützt und gerettet wurden. Der obersten Richtlinie des Papstes, der Zentralidee vom Wert, von der Würde und den Rechten der menschlichen Persönlichkeit als Geschöpf und Ebenbild Gottes wie als Kind Gottes durch die Gnade, entsprach es auch, daß Tausende, denen seitens nationalsozialistischer oder faschistischer Gewaltmenschen Schlimmes drohte, im Vatikan, in römischen Klöstern und anderen religiösen Instituten Zuflucht fanden. Besonders nach dem Zusammenbruch Italiens im September 1943, als Kesselrings Truppen die Ewige

Stadt während neun Monaten besetzt hielten und Schergen einer blutigen Diktatur ein Kriegsrecht eigener Art handhabten, kamen ungezählte Italiener, besonders frühere Offiziere und Wehrfähige, demokratische Politiker und Juden in die Lage, kirchliche und speziell päpstliche Gastfreundschaft näher kennen zu lernen.

Nach dem Krieg entfaltete die vom Vatikan aus geleitete *caritative Aktion* sich immer erfreulicher. Dies wurde vornehmlich durch reichliche, dem Statthalter Christi aus Nord- und Südamerika zufließende Geldmittel ermöglicht. Zehntausenden Kindern in Ferienkolonien und zahlreichen wieder heimgeholten Flüchtlingen kam die überseeische Hilfe zugute. Ein ergreifender, anfeuernder Caritasruf, verhallte die Enzyklika „Quemadmodum" über die sofortige Fürsorge für die notleidenden Kinder vom 6. Jänner 1946 nicht ungehört. Dann besprach er am 23. März mit dem Expräsidenten Herbert Hoover, dem persönlichen Vertreter des Präsidenten Truman, die europäische Ernährungslage und sicherte jeder Anstrengung zur Lösung dieser brennenden Frage seine Unterstützung zu. Der kurz nachher am 4. April erlassene päpstliche Appell an das Weltgewissen zur Linderung der Lebensmittelnot war besonders geeignet, die reichen Länder Südamerikas zu noch hochherzigerem Geben anzuregen.

Mit Arbeiterscharen nahm der Heilige Vater immer gerne herzliche Fühlung in Audienzen, die jeweils für die Teilnehmer ein unvergeßliches Erlebnis wurden. Seit Pfingsten 1941, wo er zum 50. Jubiläum von Leos XIII. „Rerum Novarum" sprach, äußerte er sich wiederholt eingehend zur *sozialen Neuordnung*. Grundlegend war insbesondere die Radiobotschaft von Weihnachten 1942. Da das Gebot der Stunde die soziale Tat verlangt, rief der Papst zu einem heiligen „Kreuzzug für die Säuberung und Erneuerung der Gesellschaft" auf und bewertete in herrlichen Worten neben der Familie die Ehre und die Vorrechte der Arbeit. — Richtlinien für die christliche Sozial- und Wirtschaftspolitik gab die Rundfunkrede vom 1. September 1944, worin das Ungesunde eines Reichtums Weniger neben der unsicheren Existenz eines sehr zahlreichen Proletariats beklagt wird. — Die größte Beachtung fand der Empfang von 20.000 italienischen Arbeitern am 13. Juni 1943. Nach einem Hinweis auf das, was die Kirche seit langem für das schaffende Volk und seine Bedürfnisse getan, formulierte er die eigenen Forderungen als Grundlage sozialer Gerechtigkeit. Es sind: ein Lohn, der die Existenz der Familie sichert, den Eltern ermöglicht, eine gesunde Nachkommenschaft zu ernähren, zu kleiden, ihr eine angemessene Erziehung und ausreichende Bildung zu verschaffen; eine der Würde der menschlichen Persönlichkeit entsprechende Wohnung; genügende Vorsorge für Zeiten der Not, der Krankheit und des Alters. „Diese Vorbedingungen sozialer Fürsorge müssen verwirklicht werden, wenn man will, daß die menschliche Gesellschaft nicht bei jedem Wechsel durch geheime Gärstoffe und gefährliche Zuckungen erschüttert werde, sondern sich beruhige und zu Eintracht, Frieden und gegenseitiger Liebe fortschreite."

Da der Papst sich in rein irdische innerpolitische Fragen eines Landes nicht einmischt, verhielt er sich neutral zu dem italienischen Referendum vom 2. Juni 1946 über Monarchie oder Republik. Wo Politik die religiöse Moral berührte, z. B. bei den großen Wahlen in Italien und Frankreich, konnte er nicht umhin, die Katholiken auf ihre Gewissenspflicht, keine widerchristlichen Strömungen zu unterstützen, aufmerksam zu machen.

Literatur

A) Eingesandte Werke und Schriften

An dieser Stelle werden sämtliche an die Redaktion zur Anzeige und Besprechung eingelangten Schriftwerke verzeichnet. Diese Anzeige bedeutet noch keine Stellungnahme der Redaktion zum Inhalte dieser Schriftwerke.

Blieweis Theodor. *Hausbesuche eines Seelsorgers.* Tagebuchaufzeichnungen eines Jahres. 8° (203). Wien 1946, Verlag Mayer & Comp. S 7.50.

Caruso, Dr. Graf Igor A. *Religion und Psychotherapie.* (Sammlung: Medizin — Philosophie — Theologie, Heft 2). 8° (16). Innsbruck 1946.

Loidl, Dr. Franz. *Entweihte Heimat.* KZ. Ebensee. 8° (67). Linz a. d. D., Verlag H. Muck. Brosch. S 2.50.

Reetz, Abt Dr. Benedikt O. S. B. *Ostern — der königliche Weg.* 8° (172). Wien 1946, Verlag Herder. S 6.—.

Wallner, P. Josef, Redemptorist. *Heimatheilige als Namenspatrone.* 8° (64). Verlag Hans Muck, Linz a. d. D. S 1.80.

B) Besprechungen

Die Noachische Sintflut (Gn 6—9). Von *Msg. Dr. Karl Fruhstorfer.* 8° (XV u. 198), Linz 1946, Oberösterr. Landesverlag. Gebd. S 8.50.

Diese neueste Arbeit des anerkannten Exegeten behandelt die biblische Sintflutgeschichte mit ihrem „Vorspiel", wie sich der Verfasser ausdrückt, nämlich den Ehen der Gottessöhne mit den Menschentöchtern (Gn 6, 1—4). Diese vier Verse gehören sachlich zum Schwierigsten im Alten Testament. Fruhstorfer setzt sich mit den hier einschlägigen heiklen Fragen mit überlegener Sicherheit auseinander. Die folgenden 14 Kapitel sind der Erklärung des eigentlichen Sintflutberichtes gewidmet. Eingehend bespricht der Verfasser u. a. die Herkunft und Bedeutung des biblischen Flutnamens „mabbul". Eingehend beschäftigt er sich auch mit der Frage nach dem Archenberg im 9. Kapitel dieses Teiles. Er läßt zu dieser schwierigen Frage u. a. auch den gelehrten Mechitharistenpater Dr. Vahan Inglisian zu Worte kommen, der in seinem Buch „Armenien und die Bibel" ausführlich darüber handelt. Der 3. Teil bringt „Das Ganze betreffende Einzelheiten", an erster Stelle die Quellenscheidung. Nicht jeder wird hier in allen Einzelheiten mit dem Verfasser gleicher Meinung sein, aber wohl tut die besonnene Art, mit der er gerade diese heißumstrittenen Fragen meistert. Und Besonnenheit und kühle Abwägung des Für und Wider ist hier vor allem am Platz. Diese Besonnenheit hütet sich, auf Grund oft sehr verführerischer Anzeichen gewichtige Theorien aufzubauen, denn sie ahnt, daß uns hier manche Tatsachen entgehen oder unzugänglich sind, die ein ganz anderes Bild von der Entstehung des biblischen Textes ergäben, wenn sie in unseren Gesichtskreis träten. Zur Klärung dieser Frage braucht es noch eingehendes Studium der stilistischen Gewohnheiten der Bibel, auch der Vergleich der biblischen Ausdrucksweise mit der Ausdrucksweise anderer Völker — es müssen nicht gerade nur semitische sein —, die noch keine von Gelehrsamkeit und Logik tyrannisierte Schriftsprache ausgebildet haben, wird dabei förderlich sein. Reichhaltig ist der Abschnitt über die außerbiblischen

Sintfluterzählungen. Nur wandelt einen manchmal ein Zweifel an, ob die eine oder andere Erzählung bei Afrikanern oder Indianern nicht doch vielleicht von Christen, Juden oder Mohammedanern dorthin getragen worden sei. Wer weiß, welch abenteuerliche Fahrten manche Wörter oft wagen, der wird auch Erzählungen Ähnliches zutrauen.

Wir können dem Verfasser zu seiner Noachischen Sintflut nur gratulieren und wissen ihm dafür besten Dank. Dieselbe Gewissenhaftigkeit, dieselbe Beherrschung des Stoffes tritt wie in allen seinen Werken auch hier zu Tage. Der Verfasser geht keiner heiklen Frage aus dem Weg. Eine Meinung sei am Schluß noch ausgesprochen, die sicher auch der Autor teilt: Unsere Bibelwissenschaft hat sich seit Jahrzehnten so sehr in Einzelheiten verloren, daß die Schau auf das Ganze stark beeinträchtigt wird.

Das Studium dieser Einzelheiten ist unumgänglich notwendig, und Pflicht des katholischen Exegeten ist es, zu all diesen Fragen Stellung zu nehmen. Aber das Große ist, die Bibel als Ganzes in ihrer Einzigkeit als Gottesoffenbarung mit ihren bleibenden Werten zu erfassen. Und *dieses* Bestreben läßt keine Arbeit Msgr. Fruhstorfers vermissen. Von Bibelstellen aber, die seit jeher jeder Deutung trotzen und deren Klärung auch weiter keinen besonderen Gewinn bringen würde, darf das unendlich kluge persische Sprichwort gelten: „Den Stein, den man nicht zu heben vermag, küßt man und — geht vorüber."

St. Florian. *Dr. Hermann Stieglecker.*

Christliche Weltanschauung und die Probleme der Zeit. Von *Dr. Johann Fischl.* 8° (364). Graz 1946, Styria, Steirische Verlagsanstalt. Brosch. S 6.50.

Der Verfasser, Grazer Universitätsprofessor, ist in letzter Zeit weiteren Kreisen bekannt geworden als Herausgeber einer „Christlichen Philosophie in Einzeldarstellungen", von der die ersten beiden Bändchen über Logik und Erkenntnislehre, aus seiner Feder, bereits erschienen sind. Das neue Buch über „Christliche Weltanschauung" ist aus Vorträgen, die der Verfasser an der Grazer Universität für Hörer aller Fakultäten gehalten hat, erwachsen. Es behandelt die Themenkreise: Selbsterkenntnis, Menschenkenntnis, Leib-Seele-Problem, Reich des Geistes, Willensfreiheit, Tod und Unsterblichkeit, Okkultismus, Astrologie, Pessimismus, Nietzsches Antichristentum und das Problem Zeit-Ewigkeit. Überall spürt man die Bekanntschaft mit der neuesten Fachliteratur, so daß sich das Buch als durchaus verläßlich erweist. Das besondere daran aber ist die Kunst der Verlebendigung. Nie versagender Bilderreichtum macht auch die nüchternsten Fragen anschaulich, ja sprühend. Ein Kapitel lockt zum andern. So dürfte das Buch, dem man bloß einen etwas dauerhafteren Einband wünschen möchte, nach weltanschaulicher Klarheit und Kraft hungernde Laien nicht enttäuschen. Dem Seelsorger aber mag es für die Gestaltung christlicher Bildungsabende Vorbild und Anregung in Fülle schenken.

Linz a. d. D. *Jos. Knopp.*

Christus im Konzentrationslager. Wege der Gnade und des Opfers. Von *Leonhard Steinwender.* 8° (134). 2. Aufl. Salzburg 1946, Otto Müller-Verlag. S 4.—.

Von den zahlreichen Büchern und Tatsachenberichten über die Konzentrationslager hat das vorliegende schmale Bändchen dem

Priester und Seelsorger wohl am meisten zu sagen. Man hat es nicht mit Unrecht als eine Pastoral des KZ. bezeichnet. Es stellt sich zunächst nicht die Aufgabe, die unmenschlichen Leiden des KZ. zu schildern. Es wagt den Versuch, „das religiöse Leben im KZ. darzustellen, den Spuren der Gnade zu folgen, die gläubigen Menschen in den härtesten Jahren ihres Lebens eine geheimnisvolle Kraft gab". Nach einer knappen Darstellung allgemeiner Natur werden einzelne Erlebnisse zur Kennzeichnung des religiösen Lebens im KZ. angeführt. Die kurzen, in edler Sprache geformten religiösen Ansprachen des dritten Teiles wird niemand ohne tiefe innere Ergriffenheit lesen. Es ist erfreulich, daß dieses in seiner Art einzigartige KZ.-Buch bereits in 3. Auflage erscheint und im 30. Tausend hinausgeht.

Linz a. d. D. *Dr. J. Obernhumer.*

Zeitnahe Gestaltung der Tauffeier. Eine Handreichung von *Theodor Blieweis.* 8° (109). Wien 1946, Verlag Herder. S 4.90.

Eine Neubelebung des Taufbewußtseins und der Wertschätzung dieses ersten und notwendigsten Sakraments ist zweifellos eine wichtige Aufgabe der Seelsorge. Ein wirksames und naheliegendes Mittel hiezu ist die möglichst würdige und feierliche Gestaltung der Taufe selbst. Vorliegende Schrift enthält reiche Anregungen. Es werden alle Fragen um die Taufe gründlich besprochen: Die Zurüstung zur Taufe, die Gestaltung der Tauffeier, „Nach der Taufhandlung", Vertiefung und Pflege des Taufbewußtseins. Freilich wird mancher Vorschlag, z. B. die Taufpatenunterweisung und Taufpaten-Lehrstunde, bei den vorherrschenden Verhältnissen kaum zu verwirklichen sein. Dabei ist freilich gerade die Patenschaft ein wunder Punkt bei der Taufe. Der Seelsorgebrief zur hl. Taufe, der sich an die Eltern wendet, wurde als Kleinschrift separat herausgegeben (Vorbereitung zur Taufe; Verlag Kath. Schriftenmission, Linz).

Linz a. d. D. *Dr. J. Obernhumer.*

Gebete in die Zeit. Von *Erich Przywara.* 8° (110). Salzburg 1946, Otto Müller-Verlag.

Die Gebete sind zum Großteil nach Vorträgen und Predigten zum erstenmal gesprochen worden, in denen der Verfasser ein durch physische und seelische Existenznot aufgewühltes, durch Verfolgung und Bomben zermartertes Christenvolk tröstete. Sie stammen also aus einer sehr konkreten Situation. Dies gibt ihnen eine eigene Kraft und Lebendigkeit; dies macht es aber auch oft irgendwie schwer, sie getrennt von dieser Lage und Stimmung nachzusprechen. Manche Formulierungen klingen dadurch fremder, als dies ursprünglich der Fall war. Das sonst nett aufgemachte Bändchen hätte gewonnen (auch für den praktischen Gebrauch), wenn den einzelnen Gebeten ein einheitlicher Gedanke vorangestellt worden wäre, etwa bei den ersten: Du bist der ewige Sohn — Du unser einziger Herr — Du ewiges Wort — Du Ursprung alles Hoffens — Wir wollen Deine Kinder sein — Wir verspüren die Stunde Deines Zornes — Wir sind vor Dir Wüste — Wir hängen am Kreuz zwischen Himmel und Erde — Wir verstehen nicht, wo Deine Liebe ist — Du hast unsere Augen mit Blindheit geschlagen . . . Dies mag zugleich auch ein Bild vom Inhalt dieser „Reden des Menschen Job mit Gott" geben.

Linz a. d. D. *Dr. Ferdinand Klostermann.*

C) Neues religiöses Kleinschrifttum

Zusammengestellt vom Referenten für Schrifttum des Seelsorgeamtes Linz.

Über die Wichtigkeit des religiösen Kleinschrifttums für die Seelsorge braucht hier kein Wort verloren zu werden. Jeder Praktiker, der gute religiöse Kleinschriften — sei es bei persönlicher Fühlungnahme mit den Gläubigen, sei es öffentlich am Pfarrschriftenstand — klug zu verwerten versteht, ist von der Stoßkraft dieses Seelsorgemittels überzeugt.

Da es dem Seelsorger nicht möglich ist, alle für seine Arbeit fruchtbaren Kleinschriften aus den verschiedensten Verlagen zu überschauen und das Beste auszuwählen, hat das Seelsorgeamt Linz eine Stelle geschaffen, die dem Seelsorger diese Arbeit abnimmt: die „Katholische Schriftenmission", Linz, Harrachstraße 5. Diese ist nicht nur eine katholische Verlagsbuchhandlung, sondern sie steht unter der geistigen Leitung des Seelsorgeamtes. Ihre Aufgabe ist es, aus allen erreichbaren religiösen Kleinschriften das für die persönliche Seelsorge und für den Pfarrschriftenstand Brauchbarste auszuwählen, ferner dafür zu sorgen, daß für die verschiedenen Seelsorgeaufgaben die notwendige Kleinschriftliteratur bereitgestellt und die Auswahl, Bearbeitung und Veröffentlichung von Manuskripten den Bedürfnissen der Seelsorge angepaßt wird.

An dieser Stelle wollen wir jeweils auf die wichtigsten Neuerscheinungen auf dem Gebiete des religiösen Kleinschrifttums hinweisen.

Wort in der Zeit. Schriftenreihe des Katholischen Bildungswerkes Linz. Katholische Schriftenmission, Linz.

Im Rahmen des Katholischen Bildungswerkes Linz wurden im Laufe des Schuljahres 1945/46 aus den verschiedensten Geistesgebieten wertvolle Vorträge geboten. Dem Wunsche entsprechend, diese Bildungsgüter den Zuhörern zur besinnlichen Vertiefung und darüber hinaus noch weiteren Kreisen zugänglich zu machen, entstand diese Schriftenreihe:

1. Heft: **Das Abendland in Vergangenheit und Zukunft.** Von *DDr. Karl Eder.* 80 g.
2. Heft: **Die Kirche in der Sicht der Enzyklika „Mystici Corporis".** Von *Dr. Engelbert Schwarzbauer.* 80 g.
3. Heft: **Martin Luther und der Christ von heute.** Von *Prof. Josef Knopp.* 80 g.

Die ersten drei Hefte sind bereits vor einiger Zeit erschienen und sind hinlänglich bekannt.

4. Heft: **Übernatur und Medizin.** Von *Univ.-Prof. Dr. Hubert Urban.* 80 Groschen.

Der Verfasser führt uns in das Grenzgebiet von Metaphysik und Medizin und nimmt an Hand eines von ihm selbst untersuchten Falles von Stigmatisation Stellung zu den Phänomenen dieses Grenzgebietes. Aus diesem Vortrag wird uns eine gleich bedeutungsvolle, wie beglückende Tatsache klar: die medizinisch-naturwissenschaftlichen Disziplinen unserer hohen Schulen streben heraus aus der Enge des Rationalismus in die Weite der metaphysischen Weltbetrachtung.

Elternhaus und Schule. Von Pfarrer *Franz Singer* (Pfarrer Singers Volksbrief 16). Katholische Schriftenmission, Linz. 50 g.

Pfarrer Singer ist ein Mann der praktischen Landseelsorge. Er versteht es, den Ton zu treffen, der unser Landvolk wirksam anspricht. Das vorliegende Heftchen übertrifft den Durchschnitt der

vorausgegangenen noch durch Gründlichkeit in der Stoffbehandlung und durch sorgfältigere Form. Das pädagogische Prinzip von der Harmonie der Erziehungsfaktoren erhält hier eine greifbare Form ud eine volksnahe Bearbeitung. Es ist Tatsache, daß viele Eltern in der Erziehung ihrer Schulkinder manchen Fehler vermeiden, wenn sie nur auf ihn aufmerksam werden. In dieser Hinsicht gibt diese Kleinschrift den Eltern wertvollste Anregungen.

Das Ethos des Arbeiters. Von *Johann Kleinhappl S. J.* Verlag Herder, Wien.

Der Verfasser legt die richtige Gesinnung des Arbeiters der Arbeit gegenüber dar und nimmt Stellung zu seinem Dürfen und Sollen, das ihm aus seiner gesellschaftlichen Lage heraus zu eigen ist. Wenn der Arbeiter in der Arbeit Vollendung menschlichen Wesens, Erfüllung sittlicher Pflicht und Verähnlichung des Menschen mit dem Schöpfer sieht, dann wird sie ihm zu einer Quelle innerer Beglückung. Wenn dem Arbeiter überdies die hohe Aufgabe gelingt, die Schichtung der menschlichen Gesellschaft in besitzende und besitzlose Klassen nach den Forderungen der Ethik zu beseitigen, dann wird er Spaltung und Zwietracht im Zusammenleben der Menschen überwinden und zum Baumeister einer glücklichen Zukunft werden. — Nicht nur dem Arbeiter, sondern jedem aufgeschlossenen Menschen bietet diese Kleinschrift ein stabiles ethisches Fundament im Chaos des sozialen Problems, wenn er sich bemüht, die knappe Darstellung in ihrem letzten Wert zu erfassen.

Das Leben der katholischen Familie. In kurzen Programmpunkten dargestellt von *Wilhelm Fries.* Seeverlag H. Schneider, Höchst, Vorarlberg. 90 g.

Es ist sehr zu begrüßen, daß diese Kleinschrift heute wieder neu aufgelegt wurde. In prägnanter Kürze, für jeden verständlich und jeden ansprechend, bringt sie eine Fülle praktischer Kerngedanken für das Familienleben. Jeder, der für Zucht und Sitte seiner Familie eine Verantwortung trägt, wird in jedem Satz ein Ziel ausgesprochen finden und zu seiner Verwirklichung sich angetrieben fühlen. Trotz der oft rein weltlich anmutenden Gedanken erzieht das Büchlein keineswegs zu einem ethischen Formalismus, sondern es vermag die Familien tief mit religiösem Geist und religiösem Leben zu erfüllen.

Herr, da bin ich! Unser Ministrantenbüchlein. Herausgegeben vom Seelsorgeamt der Diözese Linz. Katholische Schriftenmission, Linz.

Das Büchlein bringt unter eingehender Verwertung der allgemeinen kirchlichen Vorschriften eine ausführliche Darstellung des Ministrantendienstes bei den verschiedenen Formen der Meßfeiern. Darüber hinaus gibt es allgemeine Anleitungen für die innere und äußere Haltung und kurze Ausführungen über alles, was der Ministrant wissen soll. So rüstet das Büchlein den Ministranten innerlich und äußerlich aus zu einem würdigen Dienst am Altar und läßt ihn erleben, daß der heilige Dienst eine große Gnade und Berufung ist.

Eigentümer und Herausgeber: Die Professoren der Phil.-theol. Diözesanlehranstalt in Linz. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Maximilian Hollnsteiner, Linz, Harrachstraße 7. — Verlag und Druck: O.-Ö. Landesverlag, Ges. m. b. H., Linz, Landstraße 41. — Verlegt auf Grund Genehmigung Nr. 75 vom 9. Oktober 1945 des I. S. B.